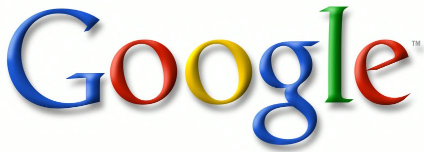




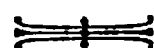

Ex · libris · Max · de · Portheim





Kaiser Joseph II.

Sein Wirken als Mensch.



Von

Dr. Adolph Kohut.



Mit einem Bildnisse Josephs II.



Dresden, 1890.
Verlag von Hönsch & Tiesler.

Hellmuth Henkler's Buchdruckerei (Johannes Henkler), Dresden.

Joseph Willomitzer,

Chefredacteur der „Bohemia"

in **Prag**,

dem geistvollen Dichter und Schriftsteller

in freundschaftlicher Ergebenheit

der Verfasser.

Vorwort.

Der Marc Anton und Titus auf dem Throne Österreichs, der edelste und hochherzigste Träger der welterlösenden Ideen schönster und wahrster Menschlichkeit im achtzehnten Jahrhundert, der bahnbrechende Reformator, welcher mit wuchtigen Schlägen eine Welt der Vorurteile, des Aberglaubens, der Grausamkeit und der Verfolgungswut in Trümmer schlug und ein neues Österreich auf den Grundlagen des Rechts, des Gesetzes und der Freiheit schuf, der glorreiche Kaiser Joseph II., ist vor einem Jahrhundert, am 20. Februar 1790, gestorben!

Wenn auch im allgemeinen alle Parteien ohne Unterschied auf Josephs Zeit zurückblicken, wenn auch das Bild des großen und dabei so unglücklichen Monarchen stets im Herzen aller Lichtfreunde lebt, so wird doch der herannahende Säkulartag gewiß aufs neue in allen Kreisen der österreichischen Bevölkerung, aber auch über die Grenzen der Habsburgischen Monarchie hinaus, die Erinnerung an den „Schätzer der Menschheit" — wie er sich in seiner bescheidenen Weise selbst zu nennen pflegte — wachrufen.

Die nachstehenden Blätter schildern nicht den Kaiser und Staatsmann, sondern den Menschen; sie entrollen ein Bild seines Lebens und Strebens, seines Charakters und seiner Tugenden, seiner menschenfreundlichen Gesin-

nungen und seiner Geistesthaten, sie zeigen uns, was unsterblich an Joseph war und für alle Zeiten fortleben wird, uns Allen ein Vorbild, ein zu erstrebendes Ideal.

„Kaiser Joseph II. Sein Wirken als Mensch" ist keine romantisch erfundene Geschichte, sondern durchaus ein Bild nach dem Leben — die Farben sind ganz und gar aus historischer Treue und Wahrheit gemischt.

Möchte dieses anspruchlose Buch von all den nach Millionen zählenden Verehrern Kaiser Josephs II. mit Wohlwollen aufgenommen werden!

Dresden, September 1889.

Dr. Adolph Kohut.

Joseph als Kind.

Maria Theresia, die thatkräftige nud tugendreiche Tochter des ohne männliche Leibeserben verstorbenen Kaisers Karl VI. († 20. Okt. 1740), war seit dem 12. Februar 1736 mit dem schönen und guten „Franzerl“, dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, vermählt. Es war dies keine politische, sogenannte „Vernunftehe“, sondern eine reine und wahre Liebesheirat. Die Erbin des damaligen mächtigsten Reiches der Welt hätte Kaiser und Könige mit ihrer Hand beglücken können, wenn sie beim Schließen des Ehebundes von Staats-Erwägungen sich hätte bestimmen lassen wollen — sie folgte jedoch nur dem Zuge ihres Herzens und erwählte einen einfachen lothringischen Herzog zu ihrem Führer auf dem Lebenswege. In dieser Verbindung fand sie dafür aber auch das Glück ihres Lebens. Die Innigkeit, Zärtlichkeit und Treue, womit sie Zeit ihres Lebens ihrem Gemahl ergeben war, ist fast beispiellos zu nennen.

Der einzige Kummer ihres Ehestands, welchen Maria Theresia empfand, bestand darin, daß sie ihrem geliebten Gemahl wohl drei Töchter, aber keinen Stammhalter geschenkt hatte. Die Völker des österreichischen Kaiserstaats vereinigten ihre Bitten mit der erlauchten Landesmutter, und der Himmel erhörte das Gebet: am 13. März 1741 gebar sie einen Prinzen, einen Thronfolger, den nachmaligen Kaiser Joseph II.

Diese Geburt erweckte in ganz Österreich große Begeisterung. Der Säugling wurde mit 101 Kanonenschüssen begrüßt und die Stadt Wien prangte im prächtigsten Festschmuck. Sie schwamm in einem Meere von Licht und die Mehrzahl der Fenster zeigte Transparente, in denen sich die Liebe des Volkes zu seinem Herrscherhause in oft wunderlicher, aber stets treuherziger Weise bekundete, und Paläste wie Hütten waren sinnig und reizend geschmückt.

Wie kindlich und ursprünglich manche Transparente zu jener Zeit waren, das mag man aus nachstehendem drolligen Beispiele ersehen.

Ein Zahnarzt erleuchtete festlich sein Haus und ließ daselbst die folgende Inschrift anbringen:

Weil der Zahn heraußen ist, hört man nichts mehr von Leiden,
Es ist ja groß und klein alles recht voll Freuden;
Die Schmerzen seynd vorbei, drum wünschet wer nur kann,
Daß wieder künftig Jahr' wachs ein and'rer Zahn!

Der Volkshumor bekundete sich in komischen Einfällen. Beim „rothen Mandel“, wo der Sage nach Dr. Faust im Weinschankkeller gezecht hatte, war eine lustige Gesellschaft abgebildet mit der Inschrift:

Zur G'sundheit uns'rer Königin!
Gelt's Bruderl, sie soll leben!
Wie auch ihr Schatz, Prinz Lotharing,
Der bringt uns Prinzen z'wegen.

Daß die hohen Behörden, Staatsgebäude und Gesandtschaften gleichfalls festlich erleuchteten, ist selbstverständlich. Bemerkenswert ist, daß auch der türkische Gesandte seiner Freude Ausdruck gab und von seiner Wohnung aus Geld unter die Leute werfen ließ. Als später Kaiser Joseph eine türkenfeindliche Politik verfolgte, erinnerte ihn Feldmarschall Lascy scherzend daran, indem er sagte: „Schonen doch Eure Majestät den Großtürken, wär's auch nur aus Dankbarkeit für das bei Eurer Majestät erster Geburtstagsfeier hinausgeworfene Geld.“ Der Kaiser erwiderte lächelnd: „Thut mir leid, Lascy, aber der hat sein Geld wirklich hinausgeworfen!“

Am größten war jedoch die Freude Maria Theresias. Sie hatte gelobt, wenn sie eines Knaben genesen sollte,

der Kirche zu Maria-Zell ein Standbild zu widmen, welches genau die Schwere des Knaben haben sollte — und sie hielt Wort. So wissen wir denn, daß Joseph bei seiner Geburt 16 Pfund und 7 Lot wog.

Ein schöner, frischer, körperlich und geistig gesunder Knabe war Joseph. Aus seinen blauen Augen strahlte schon frühzeitig ein eigentümlicher Glanz und durch Fragen und Antworten scharfsinniger Art überraschte er bereits als ganz kleines Kind seine Umgebung. Daß jedoch in diesem ersten Sprößling des neuösterreichischen Geschlechts, hervorgegangen aus der Vermischung des letzten habsburgischen Bluts mit demjenigen der Lothringer, ein außergewöhnlicher, genial veranlagter Geist steckte, ahnte damals wohl niemand, sonst wäre jedenfalls seine Erziehung in andere Bahnen gelenkt worden.

Seine ersten Kinderjahre verbrachte Joseph im Arbeitszimmer seiner kaiserlichen Mutter, wie alle Kinder, mit Spielen und kindlichem Geplauder. Bei aller Liebenswürdigkeit zeigte er schon damals Züge von Eigenwillen und Starrsinn. Sein Lieblingsausdruck, wenn er etwas nicht thun oder lassen wollte, war: „I mag net!“ Und keine Macht der Erde war dann imstande, seinen Widerspruch zu brechen. Selbst die von ihm zärtlich geliebte Mutter, welche ihn keineswegs verwöhnte und ihn, wie alle ihre Kinder, in strengster Zucht hielt, hatte leider in solchem Falle keine Gewalt über ihn. Als Joseph gewisse Speisen, obschon sie ihm immer aufs neue vorgesetzt wurden, halsstarrig zurückwies, verfiel man einst, wie der Verfasser der „Hof- und Adelsgeschichten“ erzählt, auf ein seltsames Mittel, um seine Abneigung zu beseitigen — ein Mittel so bedenklicher Art, daß es als Hohn auf die gesunde Pädagogik bezeichnet werden muß. Es mußte sich nämlich ein Offizier, der ein tüchtiger Bauchredner war, unter dem lang herabhängenden Teppich des Speisetisches verstecken und als der kleine Erzherzog, dem die von ihm verschmähte Speise aufgetragen worden war, wieder sein altgewohntes „I mag net!“ rief, da brüllte der Offizier mit fürchterlicher Stimme: „Willst du essen oder nicht, du Teichselfratz?“ Der damals 4jährige Joseph erschrak begreiflicher Weise sehr über diese Stimme,

welche unbekannten Orts erdröhnte, und als ihm seine Aja — Erzieherin — sagte, es spreche der himmlische Vater, der über seinen Eigensinn erzürnt sei und ihn zur Folgsamkeit ermahne, begann er gehorsam die Speise zu essen . . .

Von der frühzeitigen Gedächtniskraft des Knaben werden allerlei beglaubigte Geschichten erzählt. Eines Tages z. B. war der Palatin Graf Pálffy, der sich der besonderen Gunst der Kaiserin erfreute, bei dieser zu Gaste. Er durfte den kleinen Prinzen auf die Kniee nehmen und mit ihm spielen. Bei diesem Knieritt warf Joseph das Tintenfaß um und beschmutzte die prächtigen ungarischen Schnürhosen des Palatins. Als dieser tags darauf wieder in der Burg erschien, begrüßte ihn der dreijährige Joseph sofort mit den Worten: „Heut' lass' mich wieder Hutschenpferdel reiten; ich werd' dir die Hosen nit mehr schmutzig machen."

Sein Rechtsgefühl bekundete sich gleichfalls schon frühzeitig. In einem der Gemächer der Kaiserin hing ein Gemälde, welches eine Szene aus den Kreuzzügen darstellte. Ein Kreuzritter erhielt für seine Tapferkeit eine goldene Kette umgehängt. Nachdem Joseph das Bild lange beobachtet hatte, sagte er endlich: „Schau, Mama, ich hätt' dem Ritter da eher eine Bestrafung als eine Belohnung gegeben!" — „Ja, warum das?" fragte die Mutter erstaunt. — „Ja, weil's gescheidter von ihm g'wesen wär', zu Haus zu bleiben und seine Heimat vor den Räubern zu schützen, als daß er unschuldige Völker aus Schwärmerei niedermetzelt." Daß solche ketzerische Ansichten der Kaiserin nicht behagten, braucht wohl nicht erst ausdrücklich betont zu werden!

Während im 18. Jahrhundert die kaiserlichen, königlichen, kurfürstlichen ꝛc. Prinzen von ihren Erziehern sehr respektvoll behandelt und selten gestraft wurden, war es der Wille Maria Theresias, daß auch der kleine Erzherzog, wenn er gar zu ungezogen war, die Rute erhalte. Als ein entsetzter Hofherr ihr einst das Unschickliche dieses Verfahrens mit den Worten vorhielt, daß früher Erzherzöge nie gezüchtigt wurden, soll sie gesagt haben: „Das ist schon möglich, sie seynd aber auch darnach ausgefall'n!"

Allerdings wählte man für ihn, der Sitte jener Zeit gemäß, ein paar „Prügelknaben“ aus, aber die Prügel mußte für seine Unarten Joseph selbst einstecken. Auch in einem solchem Falle zeigte sich sein strenges Rechtsgefühl; als sich nämlich einmal einer der kleinen Prügeljungen — Edelknaben aus alten Geschlechtern — etwas zu Schulden kommen ließ und bestraft werden sollte, wurde Joseph gebeten, ihn von der Züchtigung loszubeten. „O nein“, sagte der kleine Prinz, „das werde ich nicht thun, denn er hat seine Strafe verdient.“

Wie Antäus nach der griechischen Fabel stets neue Kräfte gewann, wenn er mit der Mutter Erde in Berührung kam, so sollte es sich schon frühzeitig zeigen, daß die eigentliche Kraft, die Zaubermacht Josephs in seiner Volkstümlichkeit, d. h. in seiner innigen Zuneigung zu dem Volke, bestand. Wie er seine Landsleute und alle Menschen überhaupt liebte, so wurde auch er von klein und groß innig geliebt. Magische Bande fesselten die Völker Österreichs an den Thronerben, wie sich dies sofort beim ersten Erscheinen desselben in der Öffentlichkeit zeigte.

Josephs erstes Erscheinen vor dem Volke.

Früher wie vielleicht jeder Thronfolger vor und nach ihm wurde der kleine Joseph dem Volke gezeigt, jenem Volke, für welches er allezeit lebte und webte, das er gern unbekannt aufsuchte, um seine Leiden und Freuden kennen zu lernen und welches glücklich zu machen, sein sehnlichster Wunsch, sein Sinnen bei Tag und Nacht war.

Außerordentliche Umstände veranlaßten dieses Erscheinen oder besser gesagt, dieses Zeigen des kleinen Erzherzogs.

Von dem Preußenkönig Friedrich II. gedrängt, von allen Bundesgenossen verlassen, von Feinden umgeben, faßte die kühne Herrscherin Maria Theresia den Entschluß, an das edle und hochherzige Volk der Ungarn, welche Österreich stets mit Blut und Leben ergeben waren, zu appellieren. Der ungarische Landtag in Preßburg wurde am 18. Mai 1741 eröffnet; am 27. Mai fand der Empfang einer Deputation desselben in Wien statt und bei diesem Anlasse wurde der kleine Prinz von einem Fenster der Hochburg dem jubelndem Volke gezeigt. Es herrschte bei dem Anblick des reizenden Kindes große Begeisterung unter den guten Wienern, welche immer „Vivat!" schrien und ihre Tücher schwenkten.

Die vielfach abgebildete und beschriebene Szene, wie Maria Theresia, mit dem halbjährigen Prinzen im Arme, sich und ihren Sohn der Treue und dem Opfermut der ungarischen Stände empfahl, worauf die Versammelten ihre Schwerter zogen und in den Ruf ausbrachen:

„Moriamur pro rege nostro Maria Theresia!“ *) (Sterben wir für unseren König Maria Theresia!), ist nicht ganz so vor sich gegangen. Dieselbe spielte sich vielmehr in nachstehender Weise ab. Am 11. September 1741 traf die Königin in Preßburg ein und wurden die Mitglieder des ungarischen Landtags sofort ins Schloß befohlen. Maria Theresia trat in die Versammlung; die schöne und majestätische Frau sprach mit bewegter Stimme und sorgenvoll zu den Ständen in lateinischer Sprache, indem sie sagte: „Unsere betrübte Lage ist der Art, daß Wir dieselbe den Ständen nicht verhehlen können. Es handelt sich um die Erhaltung des Königreichs Ungarn, der heiligen Krone, Unserer Person, Unserer Kinder. Von Allen verlassen, flüchten Wir uns einzig zu der alt angestammten Tugend der Ungarn. Ihrer Treue vertrauen Wir Uns und Unsere Kinder. In dieser gegenwärtigen Gefahr muß ohne Zögerung Rath geschafft, das Schwert ergriffen werden, um Unsere und des Reiches Feinde zurückzudrängen. Wir vertrauen fest, daß die Stände in ihrer Liebe und Treue Uns mit Rat und That beistehen werden.“

Ungeheure Begeisterung erweckten diese Worte der herrlichen Frau, der imposanten Königin, der edlen Mutter. Sie hatte nicht umsonst an die Ritterlichkeit der Magyaren appelliert. Als die Königin, Thränen im Auge, geendet, erklangen im Saale begeisterte Rufe der Treue und Hingebung, über das Gemurmel der Liebe hinaus drang der Schwur dieser Herzen, Gut und Blut für die Königin zu opfern. Die Stände erhoben den Ruf: „Vitam nostram et sanguinem consecramus!“ (Wir weihen unser Blut und Leben). Erst neun Tage später kam der kleine Erzherzog nach Preßburg und blickte, wie ein Zeitgenosse erzählt, „munter wie ein Eichhörnchen“, aus dem Wagen. Der Jubel, mit welchem alle Schichten der Bevölkerung den halbjährigen Prinzen begrüßten und womit sie sich an den Wagen drängten, ist kaum zu beschreiben. Tags darauf, am 21. Sep-

*) Die Ungarn kennen bekanntlich nach ihrer Verfassung nur einen König von Ungarn.

tember, anläßlich der Eidesleistung seines Vaters, des Herzogs Franz Stephan von Lothringen, als Mitregent, ließ die kaiserliche Mutter den Prinzen auch den im Schlosse versammelten Ständen zeigen.

Von seinem sechsten Jahre an, als man dem Prinzen gestattete, mit seinem Erzieher, dem Feldmarschall und Grafen, späteren Fürsten Karl Batthány und mit seinem Leibheiducken Remete*) Gabor (Gabriel), dem „alten Gabi", wie Joseph diesen gern nannte, den Prater zu besuchen, zog es den jungen Habsburger stets mit unwiderstehlicher Gewalt zu dem Volke. Ein Ritt ins Freie und ein Plaudern mit dem schlichten Handwerker, Arbeiter und Landmann erschien ihm als die herrlichste Erholung von den Strapazen des Studiums.

*) Die Ungarn setzen den Familiennamen vor den Vornamen.



Josephs Erziehung und Bildung.

Die Anfänge der Erziehung Josephs lagen in den Händen von Frauen, die entschieden auf die Entwickelung seines Gemütslebens einen sehr wohlthätigen Einfluß ausübten. In erster Linie ist seine Mutter zu nennen, welche seine Bildung überwachte und seinen Ajas die pädagogischen Wege vorschrieb, auf welchen sie zu wandeln hatten. Die Kaiserin erließ Verfügungen, in welchen sie den Gouvernanten einschärfte, bei jedem, dem kleinen Erzherzog etwa zustoßenden Unfall oder Unwohlsein vor allem sie — Maria Theresia — selbst unverzüglich zu unterrichten. Joseph mußte zur größten Reinlichkeit angehalten und durfte in keiner Weise verzärtelt werden. Er sollte sich bei Zeiten daran gewöhnen, unter Geräusch zu schlafen; seine Wünsche durften, wenn sie ungerechtfertigt waren, nicht erfüllt werden. Alberne Späße mußten vermieden werden ꝛc.

Wie für die Ajas, so verfaßte die Kaiserin später auch für die Erzieher des Prinzen eigenhändige Verfügungen, welche am besten beweisen, wie sehr die Bildung ihres Sohnes ihr am Herzen lag und mit welchem Scharfsinn sie das Wesen und die Natur desselben studierte. Es heißt in denselben u. a.: „Da mein Sohn als ein so lieb und importantes Pfand mit großer Zärtlichkeit und Liebe von der Wiege an gepflegt worden, so ist sicher, daß seinem Willen und Verlangen in vielen Stücken zu sehr nachgegeben worden und insbesondere seine Diener ihn sowohl durch verschiedene Schmeicheleien als unzeitige Vorstellung seiner Hoheit verleitet haben,

sich gern gehorchen und ehren zu sehen, hingegen jeden Widerstand unangenehm und unerträglich zu finden, gegen andere aber leichtsinnig, ungefällig und rauh zu sein.

„Obwohl nun diese Neigungen theils durch die Sorgfalt und die Lehren seines fleißigen Abbé in etwas corrigirt worden, mein Sohn auch viele Anzeichen eines guten Herzens von sich giebt, so ist doch sicher, daß seine große Lebhaftigkeit, die man ehemals nicht an ihm vermuthete, von welchem man aber in Vielem zu seinem Besten wird profitiren können, dermalen merklich zunimmt. Daraus entsteht denn erstlich das heftige Verlangen, seinen Willen in allen kleinen Gelüsten zu erfüllen, wovon er so occupirt ist, daß er die Ermahnungen kaum hört, sie gleich der Jugend überhaupt tausendmal vergißt und auch zu dem nöthigen Fleiß oft nur schwer zu bemühen ist, am wenigsten aber durch die sozusagen trockene Schärfe und Art, deren sich die meisten Lehrer in den Schulen bedienen. Dadurch würde er nur in eine Langmuth verfallen, welche ihn zwar gehorchen macht, aber niemals reussiren läßt. Durch abwechselnde Erholung aber und Anregung seines Ehrgeizes hat er oft schon mehr geleistet, als man von ihm verlangte.“

Die Monarchin geht nun bis auf die kleinsten Einzelheiten auf die Gewohnheiten des Kindes ein und deutet die, nach ihrer Ansicht, entsprechendste Behandlung desselben an. Man möge ihm, sagt sie, stets Offenheit und Aufrichtigkeit zeigen, um ihn auch seinerseits dazu zu bringen; man solle ihn lehren, den wahren und soliden Wert an dem Menschen zu schätzen und seinen Ehrgeiz auf Erlangung der Liebe und Zufriedenheit seiner Eltern lenken, ihn aber auch bewegen, durch Freundlichkeit und Güte anderen Menschen sich geneigt zu machen. Vor allem, bemerkt die Kaiserin, sei es notwendig, daß die Person, von welcher Joseph abhänge, sich das Vertrauen und die Hochachtung desselben erwirke.

Solange die Damen, unter denen Katharina Gräfin Sarau die bekannteste ist, die erste Erziehung des Kindes lenkten, ging alles gut; es änderte sich jedoch die Lage, als vom siebenten Lebensjahre Josephs männlichen Händen die Aufsicht und Ausbildung desselben

anvertraut wurde. Gewiß waren die oben angeführten Erziehungsgrundsätze der kaiserlichen Mutter vortreffliche, aber was nützten sie, wenn die Ausführung durch ungeeignete Personen bewerkstelligt wurde?!

In sinniger und dankbarer Erinnerung an die großen Dienste, welche ihr Ungarn geleistet, wählte die Kaiserin zum Hofmeister Josephs einen ungarischen Magnaten, den Feldmarschall Batthány. Derselbe war ein ausgezeichneter Soldat, ein vortrefflicher Feldherr, aber Herzen konnte er nicht kommandieren und für die eigenartige, schwer zu behandelnde Natur des jungen Erzherzogs fehlte ihm leider jegliches Verständnis. Stets kehrte er den Soldaten hervor, er konnte keinen Widerspruch vertragen und statt die Seele des Kindes zu gewinnen, war er nur darauf bedacht, sich äußeren Gehorsam zu erzwingen. Indem er das hitzige und aufbrausende Temparament Josephs durch Härte niederhielt, entfremdete er sich das Herz desselben — ohne Liebe und Zutrauen des Zöglings zu seinem Meister kann aber nichts Gedeihliches zustande kommen! Der blondlockige Knabe mit den schwärmerischen blauen Augen mußte durch Sanftmut und Güte, nicht aber durch rücksichtslose Strenge behandelt werden.

Daß Batthány übrigens ein durchaus edler und makelloser Charakter war, soll nicht geleugnet werden. In der hohen Abkunft des Erzherzogs sah er eben einen Grund mehr, streng in seinen Forderungen zu sein und dessen Geist auf umfassende Weise zu bilden.

Auch daß sein Zögling ihm trotz alledem später mit warmer Sympathie zugethan war, beweisen die Briefe, welche er seinem ehemaligen Hofmeister sandte. Selbst auf Reisen erinnerte sich Joseph seiner und unterhielt mit ihm eine rege Korrespondenz. Aus der Fülle derselben sei hier nur der eine Brief vom 20. August 1765 mitgeteilt. Als im Sommer des genannten Jahres der kaiserliche Hof nach Innsbruck zog, um die Vermählung des Erzherzogs Leopold mit Maria Luise, Infantin von Spanien, zu feiern, starb Kaiser Franz I. in den Armen seines Sohnes Joseph. Dieser berichtet nun dem Fürsten von Batthány in einer rührenden Zuschrift von dem

Verlust seines geliebten Vaters und lautet das für das edle Gemüt Josephs so bezeichnende Schreiben wörtlich also:

„Mein Fürst!

Wir sind in der Gesellschaft des Großherzogs von Florenz und der beiden Erzherzoginnen Anna und Christina nach Florenz gereist, um der Vermählung meines Bruders beizuwohnen, als am 18. die für uns traurige Katastrophe eintrat, daß den Kaiser plötzlich der Schlag berührte und derselbe in meinen Armen verschied!

Mein Fürst! Es ist über die Fähigkeit eines menschlichen Wesens, den hohen Grad von Schmerzen, das Übermaß von Empfindungen so darstellend zu schildern, wie es das Herz eines Sohnes fühlt, der seinen Vater auf ewig verliert, von dem er überzeugt war, daß er geliebt wurde.

Im Moment von den schrecklichen Leiden, die mich foltern, vergaß ich meine Mutter nicht. Aber konnten Trostgründe eines Sohnes, dem die Wehmuth sein Herz zerrissen, konnten sie einen Ersatz für den grausamen Schlag sein, den ihr das Schicksal versetzte?

Mein Vater hatte die zärtlichste Zuneigung für mich gehabt. Er war mein Lehrer, mein Freund und der größte Prinz seines Hauses, würdig des Zutrauens seiner Familie, sowie jenes seines ganzen Volkes. Großmüthig, gerecht, wohlthätig, ein Freund der Wissenschaften, Künste, der Arbeit und des Bestrebens, sich emporzubringen, war er Kenner der Privatverdienste selbst als Monarch!

Ich bin itzt 24 Jahre alt. Die Vorsehung hat mir in frühen Tagen den Kelch des Leidens hingegeben, da ich meine Gemahlin verloren, nachdem ich sie kaum drei Jahre besaß! — Theure Elisa*)! Du bist unvergeßlich für meine Tage und seit deinem Tode habe ich unnennbare Leiden gefühlt! — Sie haben meine Jugend geleitet; unter Ihrer Anführung ward ich ein Mann. Unterstützen Sie mich nun auch als Monarch bei der Last der Pflichten, die mir

*) Vgl. weiter unten das Kapitel: „Das Eheleben Josephs.“

mein Schicksal auferlegt hat und bewahren Sie Ihr Herz für Ihren Freund Joseph."

Die einzelnen Wissensfächer wurden ihm durch tüchtige Lehrer beigebracht. Seine Bildner waren teils Weltliche, teils Geistliche. Vor allem trug man dafür Sorge, daß er gediegenen Religionsunterricht erhielt. Hier fungierte als Docent der Jesuitenpater Franz, aber auch die fromme und gottesfürchtige Mutter sah sehr darauf, daß ihr Sohn in religiöser Beziehung Fortschritte mache. Im Lateinischen wurde er vom Pater Weikhard, in der Geschichte, Geographie und den modernen Sprachen vom Augustiner Ordenspriester Franz Joseph Weger, in der Mathematik vom Oberstlieutenant Brequin ꝛc. unterwiesen. Leider wurden die Naturwissenschaften arg vernachlässigt; so ist es zu erklären, daß der Kaiser Joseph später einmal den eigentümlichen Ausspruch that: „Ich weiß nicht recht, was ist das Zebra eigentlich für ein Tier!"

Vom elften Jahre ab betrieb der junge Prinz seine Studien mit mehr Eifer und Folgerichtigkeit. Der hervorragendste unter seinen damaligen Lehrern war Freiherr Christian von Bartenstein, Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten. Die Kaiserin hatte großes Vertrauen zu diesem hochbegabten Manne, der durch seine umfassenden Kenntnisse, seine Klugheit und Gewandtheit großen Einfluß unter den Ministern Zinzendorf und Uhlefeld ausübte. Er unterrichtete den Thronfolger in Politik uud Geschichte. Der Kaiser Franz gab ihm hinsichtlich der geschichtlichen Disziplinen die nachstehende Anweisung: „Es soll meinem Sohne Joseph die Historie so tractirt werden, daß die Fehler und bösen Thaten der Regenten so wenig als ihre Tugenden und das Gute, so sie gethan haben, verschwiegen werden. Diese Geschichten sollen immer so meinem Sohne applicirt werden, daß er gute Anmerkungen und nach und nach gute principia sich machen lerne, durch welche er die Fehler der vorigen Regenten zu vermeiden frühzeitig angewöhnt werde, welches gewiß von guter Wirkung sein wird." Von der Kaiserin hatte er ähnliche Weisungen erhalten. Nach den hier angedeuteten Grundsätzen unterwies er

seinen genialen Zögling, auf dessen empfänglichen Sinn die Lehren seines Meisters tiefen Eindruck machten.

Ebenso trug Bartenstein dem Erzherzog Natur- und Völkerrecht, als im innigsten Zusammenhang mit Politik und Geschichte stehend, vor. Der vortreffliche Lehrer machte so den Jüngling schon frühzeitig mit Plutarch, Cicero, Tacitus, Macchiavelli, mit den klassischen Werken der Griechen, Römer, Italiener, Engländer und Franzosen, und nicht minder mit namhaften philosophischen Politikern, wie Hobbes, Montesquieu, Hugo Grotius u. a., bekannt.

Auf den Sprachunterricht wurde beizeiten großer Wert gelegt; er lernte u. a., neben deutsch, ungarisch, böhmisch, lateinisch, französisch und italienisch. Man wird sich erinnern, daß Friedrich II. die Sprachkenntnisse Kaiser Josephs imponierten; in einem Briefe an Voltaire z. B. hebt er rühmend hervor, daß der österreichische Monarch einen ganzen Gesang aus Guarinis: „Pastor fido“ und mehrere Verse aus Tasso auswendig vorgetragen habe.

Der Musik wurde eifrig gehuldigt; er brachte es darin mit der Zeit zu einer sehr beachtenswerten Fertigkeit.*) Joseph hatte ausgesprochene musikalische Anlagen und schwärmte für die Tonkunst. Er konnte bald mehrere Instrumente spielen, am besten Violoncell, aber er war auch ein fertiger Klavierspieler und begleitete bereits im Alter von 13 Jahren den Gesang seiner Schwester auf diesem Instrumente. In den musikalischen Neigungen ähnelte er, wie man sieht, seinem Zeitgenossen Friedrich II. von Preußen.

Im Reiten, Fechten, Schwimmen, Tanzen — kurz, in allen leiblichen Übungen wurde Joseph gleichfalls sehr sorgsam ausgebildet.

Trotz alledem machte der Erzherzog im allgemeinen keine reißenden Fortschritte, was teilweise auf den Zwang zurückzuführen ist, welchen die Pädagogen auf ihn ausübten. In anderer Hinsicht hatte jedoch die eiserne Disziplin das Gute, daß sie ihn frühzeitig Selbstherrschung lehrte. Wie alle begabten Geister faßte er rasch und leicht

*) Vgl. das Kapitel weiter unten: „Kaiser Joseph, Mozart und Gluck“.

auf, behielt aber nicht so gut, wie seine jüngeren Brüder Carl und Leopold. Am glänzendsten zeigten sich seine Anlagen im Gespräch, wo er den Eingebungen seines eigenen Geistes folgen konnte. Alle diejenigen, welche um ihn waren, rühmten seine Offenherzigkeit, Liebenswürdigkeit und Heiterkeit; man bewunderte seine scharfsinnigen Bemerkungen und schlagfertigen Antworten. Sein Witz und Humor, von welchem ich — siehe weiter unten: „Der Humor Kaiser Josephs" — einige Proben geben werde, bekundete sich schon damals in oft geradezu verblüffender Weise. Hier nur ein Beispiel aus jener Jünglingsperiode. Als seine Erziehung beinahe vollendet war, wurde noch ein Lehrer angestellt, um dem Prinzen Unterricht in der Physiognomik zu geben; diese Wissenschaft stützte jener auf Grundsätze und trug sie in einem völligen System vor. Eines Tages sagte der Jüngling, der schon sehr früh — wie man weiß — einen durchdringenden Scharfsinn bekundete, zu seinem Lehrer: „Ihre Grundsätze können unmöglich richtig sein; wären sie gegründet, so müßte Graf Christiani, Statthalter von Mailand, ein böser und der Fürst von .... ein guter Mann sein; von beiden weiß ich aber das Gegentheil."

Mit dem 14. Jahre erwachte auch sein Lesedurst. Er besuchte eifrig die kaiserliche Bibliothek, und die hohe Mutter hatte sich über die Trägheit ihres Sohnes nicht mehr zu beklagen, eher über die Gier, womit er die Bücher verschlang. Cäsar wurde sein Lieblingsschriftsteller; Kriegsbücher studierte er mit Leidenschaft und die Liebe zur Kriegswissenschaft, welche Batthányi seiner jungen Seele eingepflanzt hatte, suchte durch eifrigste Lektüre ihre Befriedigung.

Joseph hatte sich durch Nacht zum Licht, durch Zweifel und Versuche zur Gewißheit emporgerungen. Der Gedanke, daß er einst berufen sein sollte, die Geschicke seines großen Vaterlandes zu lenken, wurde in ihm immer lebendiger und mit Ernst und Liebe bereitete er sich auf die gewaltigen Aufgaben vor, die ihm bevorstanden.

Die Augen ganz Europas richteten sich auf den hoffnungsreichen und schönen Sproß aus dem Hause Habsburg-Lothringen, während die Herzen aller Oesterreicher schon jetzt warm schlugen für den stattlichen, schlanken Jüngling

mit den blauen Augen, der breiten Stirn und dem freien, offenen Wesen. Als echter deutscher Fürstensohn trug er sein volles blondes Haar frei aus dem Antlitz gestrichen, vorn kurz abgeschnitten, nebst einer Locke, zu beiden Seiten in einen Zopf geflochten. Wer ihn sah, gewann ihn lieb — ihn, die Zukunft des Hauses Österreich!

Nachdem der 17jährige Jüngling lebensgefährlich an den Blattern erkrankt und nur mit Not einem frühzeitigen Tode entgangen war, begann 1757 das eigentliche Selbststudium des Erzherzogs. Mit seltenem Fleiße studierte er die ihm besonders zusagenden kriegswissenschaftlichen, staatsökonomischen und geschichtlichen Werke. Seine Lebens- und Weltanschauung trat immer deutlicher und klarer in seiner Erkenntnis und seinem Bewußtsein zu Tage.

Mehr jedoch wie aus allen Büchern hatte Joseph von seinen Eltern Einfachheit, Mäßigkeit und schlicht bürgerlichen Sinn gelernt. Die Lebensweise Josephs war eine durchaus bürgerliche. Der Gedanke der christlichen Nächstenliebe hatte schon frühzeitig in seiner Seele so tiefe Wurzeln geschlagen, daß er daraus nie mehr auszurotten war. Mit Vorliebe redete er den anheimelnden Wiener Dialekt mit seinen Eltern und Geschwistern, ebenso ergötzte er sich an den Kinderfesten, welche in der Hofburg aufgeführt zu werden pflegten. Es ist uns ein köstliches Bild aus jener Zeit, von einer der Schwestern des Erzherzogs gemalt, aufbewahrt worden. Es führt uns eine Familienszene vor Augen: Maria Theresia im schlichten Hauskleid und Kaiser Franz im Schlafrocke, beide von ihren Kindern umgeben, welche soeben die Gaben des heiligen Nikolaus (8. Dez.) besichtigen. —

Es soll schließlich an dieser Stelle, wo vom Abschluß der Studien Josephs die Rede ist, nicht unerwähnt bleiben, daß er, gleich allen Prinzen des kaiserlichen Hauses, ein Gewerbe, wodurch sich eine bedeutungsvolle Anerkennung des Bürgerstandes ausprägt, erlernte — es war dies die Buchdruckerkunst. Sein Meister hieß Gottfried Strauß aus der Offizin des Hofbuchdruckers Trattnern; unter der Anleitung desselben lernte er bald alle Geheimnisse und Kunstgriffe der „schwarzen Kunst“.

Schon nach einigen Wochen überraschte Joseph seine Mutter mit einem von ihm selbst gesetzten und gedruckten Huldigungsgedicht.

Joseph gewann seinen Lehrer in der Buchdruckerkunst sehr lieb; er unterstützte ihn später mit reichlichen Mitteln, so daß Strauß sich eine eigene Offizin errichten konnte, welche durch seine Tüchtigkeit und Rührigkeit bald einen großen Aufschwung nahm. Sein Sohn, Anton Strauß, war der erste in Wien, welcher Farbenwalzen anwandte und Maschinen-Pressen aufstellte. Die Presse, an welcher Joseph die Kunst Gutenberg erlernte, befindet sich jetzt als wertvolles Erinnerungsstück an den großen Kaiser in der k. k. Staatsdruckerei in Wien.

Hand in Hand mit dieser geistigen Entwickelung Josephs ging diejenige seiner edlen menschlichen Eigenschaften, die Entfaltung seines Charakters, die eigentliche Blüte seines idealen Seins. Seine herrlichen menschlichen Tugenden sollten sich bald zeigen — als Freund, Sohn, Bruder und Gatte, als Beschützer der Armen und Elenden, der geistigen und Glaubensfreiheit 2c. sollte er die Bewunderung der Mit- und Nachwelt erwecken und als eine der großartigsten Erscheinungen in der Geschichte vor uns stehen!

Joseph als Freund.

Eine der hervorragendsten, anziehendsten und sympathischsten Eigenschaften des Jünglings, wie auch später die des Mannes, bildete die Treue. Er war treu gegen seine Geschwister, gegen seine Freunde und gegen alle, die sich je ihm vertauensvoll näherten. Keinen Launen und Schwankungen der Gesinnung unterworfen, bewahrte er die Treue fürs ganze Leben.

Wie verschieden auch die Eigenart Kaiser Josephs von derjenigen seines Zeitgenossen und Nebenbuhlers, Friedrich des Zweiten war, so hatten doch beide einen gemeinschaftlichen Zug ihres Wesens: die Empfänglichkeit für wahre Freundschaft und eifrige Hingabe an den in den Stürmen des Lebens bewährten Gefährten.

Als Joseph noch ein Jüngling war und die Damen am Hofe seiner kaiserlichen Mutter ihn umschmeichelten, und viele derselben ihn gewiß liebten, beherrschte ihn keine Sinnlichkeit und sein feurig empfindendes Herz blieb keusch und rein; nicht weil die „Keuschheitskommissarien“ der „Frau Mutter“ ihn bewachten, sondern weil sein idealer Sinn ihn über die Bedürftigkeit der Kreatur hinweghob. Ein Apollino an Sinn und Gestalt, war er um so eifriger der Freundschaft offen. Mit welch' weihevollen Gefühlen er seinem Obersthofmeister, dem Fürsten Batthányi, ergeben war, habe ich schon erwähnt; der oben mitgeteilte Brief spricht eine so beredte Sprache, daß jeder Zusatz überflüssig erscheint.

Es ist erstaunlich, wenn man in dem Briefwechsel Josephs mit seinen Freunden die Offenherzigkeit und Frei-

mütigkeit gewahrt, womit er sich über alles und jedes, über die wichtigsten Staatsereignisse, ja sogar über seine eigenen Brüder und Schwestern, äußert. So entwirft er in einem interessanten Schreiben vom Februar 1786 ein sehr charakteristisches Bild von seinen Schwestern, weil sein Freund Graf Ludwig Stanislaus von Provence einiges über die Familie des Monarchen erfahren wollte, und im Dezember 1787 richtet er an einen leider unbekannt gebliebenen Freund eine Zuschrift, die von der ganzen idealen Gesinnung Josephs ein glänzendes Zeugnis ablegt, aber auch zugleich den tiefen Schmerz bekundet, den er angesichts der Verkennung seiner Bestrebungen empfand. Da dieses wenig bekannte Schreiben für die ganze Denkungsart des Kaisers in hohem Grade bezeichnend ist, mag es seinem vollen Wortlaute nach mitgeteilt werden. Es lautet:

„Mein Freund!

Wenn es einstens Neronen und einen Dionys gab, der über die Schranken seiner Macht hinausging, wenn Tyrannen gewesen, die einen Mißbrauch von der Gewalt gemacht, die ihnen das Schicksal in die Hände gab, ist es darum billig, daß man unter dem Vorwand von Besorgnissen, die Rechte einer Nation für die Zukunft zu bewahren, einem Fürsten alle möglichen Hindernisse in seinen Regierungsanstalten in den Weg legt, die nichts anderes als das Wohl und Beste seiner Unterthanen zum Endziele haben?

Ich habe seit dem Antritte meiner Regierung mir jeder Zeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen; mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; und seit ich den Thron bestiegen, habe ich mehrmalen Beweise davon abgelegt, daß das Wohl meiner Unterthanen meine Leidenschaft sei, daß ich zur Befriedigung derselben keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel überlege, die mich den Absichten näher bringen, die ich mir vorgesetzt habe; und dem ohngeachtet finde ich in den Reformen allenthalben Widersetzlichkeit von Solchen, von welchen ich es am wenigsten vermuthen konnte.

Als Monarch verdiene ich das Mißtrauen meiner

Unterthanen nicht; als Regent eines großen Reichs muß ich den ganzen Umfang meines Staates vor Augen haben, den ich mit einem Blick umfasse, und kann auf die separaten Stimmen einzelner Provinzen, die nur ihren engen Kreis betrachten, nicht allzeit Rücksicht nehmen.

Das Privatbeste ist eine Chimäre, und indem ich es auf einer Seite verliere, um meinem Vaterland damit ein Opfer zu bringen, kann ich auf der anderen Seite an dem allgemeinen Wohl Antheil nehmen! — Aber wie Viele denken daran?

Wenn ich unbekannt mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von der Vorsehung dazu bestimmt sei, mein Diadem mit all' der Last der Verbindlichkeit zu tragen, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit dem Loos meiner Tage und der Wunsch, nicht zu sein, diejenige meiner Empfindungen sein, die sich unwillkürlich meinem Geiste darstellte. Ich kenne aber mein Herz. Ich bin von der Redlichkeit meiner Absichten in meinem Innersten überzeugt und hoffe, daß, wenn ich einstens nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unparteiischer dasjenige untersuchen und prüfen, auch beurtheilen wird, was ich für mein Volk gethan.

Wien, im October 1787.

Joseph."

Enge Freundschaft verband den Erzherzog wie den späteren Kaiser mit Freiherrn van Swieten, dem Sohn des berühmten Leibarztes Gerhard van Swieten. An diesen richtete er — im Dezember 1781 — einen seiner merkwürdigsten Briefe, welche er je geschrieben. Ich teile denselben im nachfolgenden schon aus dem Grunde mit, weil der Briefschreiber sich über den damals durch Friedrich II. in Mode gekommenen Sport, sich auch auf dem Throne litterarisch zu beschäftigen, in bestimmter Weise äußert. Derselbe lautet:

„Mon cher!

Ich weiß nicht, wie einige Monarchen auf die Kleinigkeit gerathen sind, sich litterarische Vorzüge zu verschaffen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse

macht, einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke eines Palladio sein sollte.

Zwar sehe ich wohl die Obliegenheit ein, daß die Könige im Reiche der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein sollten, daß man aber als Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich äußerst unnöthig.

Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssecte geworden, die sich damit beschäftigt, Memoirs, Gedichte, Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin Rußlands*) folgte ihm nach, las Voltaire und schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lescinsky**) aber Friedens-Briefe; endlich der König von Schweden welche im Tone der Freundschaft.

Die Veranlassungen hierzu sind ebenso sonderbar, als die Producte ihres Geistes. Der König von Preußen fing seine akademischen Beschäftigungen zu Rheinsberg an, wohin ihn sein Vater exilirte, und als er kaum wie ein Oberster meiner Armeen leben konnte. Wie er König wurde, setzte er seine Gelehrten-Beschäftigungen fort; gleich versammelten sich eine Menge französischer Champions und besangen seine Siege in Schlesien, d. i. die Eroberungen eines Landes, das zwei Infanterie-Regimenter Besatzung hatte, und das er mit 40,000 Mann überschwemmte. Späterhin trieb ihn die Begierde, Verse zu machen, an, mit Voltaire Freundschaft zu stiften, die aber unterbrochen, wieder erneuert, getrennt und bis zum Tode des Uhrmachers von Ferney fortgesetzt wurde.

Die Kaiserin von Rußland unternahm es aus Stolz; sie suchte in jeder Gattung von Ruhm zu glänzen, das Uebrige thaten Zeit und Umstände, Freundschaft und Leidenschaft und eine Portion Eitelkeit mitunter.

Stanislaus war ein gutgesinnter Mann; er träumte wie der Abt St. Pierre und hätte, wär' es möglich gewesen, von seinem Lünville aus der ganzen Erde Friede geboten. Die Majestät aus Stockholm hatte andere Ur-

*) Die Zarin Katharina.
**) König von Polen.

sachen. Gustav ward in Frankreich mit Würde behandelt und schrieb nach seiner Rückkunft so zärtliche Briefe nach Paris und an den Hof v. Versailles, daß man ihm das Compliment zu machen genöthigt war, außer dem König wäre er ein sehr liebenswürdiger Privatmann.

Sehen Sie: so denke ich über diese Gegenstände. Mir sind weder die großen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit hat mir nie erlaubt, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich habe gelesen, um mich zu unterrichten; ich bin gereist, um meine Kenntnisse zu erweitern; und indem ich die Gelehrten unterstütze, erweise ich ihnen einen größeren Dienst, als wenn ich und einer derselben an einem Pulte Sonnetten faselten.

Adjeu!

Joseph."

Ich habe bereits eines Freundes Josephs, des Grafen Ludwig Stanislaus von Provence, Erwähnung gethan. Jener schreibt diesem immer in den freundschaftlichsten Ausdrücken. Hier und da sind seine Briefe von pessimistischen Betrachtungen über das Schicksal der Könige, denen so wenig ungetrübte Freuden gegeben seien, erfüllt. Namentlich stimmt derjenige vom Februar 1786 wehmütig. Wir lesen dort die nachstehende schwermütige Bemerkung: „Für das Mißvergnügen, dem sich öfters ein Monarch ausgesetzt sieht, dadurch, daß ihn das Schicksal zum König gemacht hat, suche ich die Ruhe und den häuslichen Frieden, die uns der Thron geraubt, im Guadro von Lucil, in dem Zirkel meiner Familie."

Treue Freundschaft verband Joseph auch mit dem Feldmarschall Lascy, dem Oberbefehlshaber der österreichischen Armee im türkischen Feldzuge 1788. Als ihm Joseph das Kommando über die Truppen übertrug, that er es in einem überaus schmeichelhaften Schreiben, welches mit den Worten schließt: „Nie werde ich unkenntlich für Ihre Dienste sein, bei keiner Gelegenheit könnte es mir entfallen, daß Sie Alles verlassen, was irgend die Tage eines großen Mannes glücklich machen könne, um

sich an die Spitze der tapferen Deutschen zu stellen, um der Anführer meiner Legionen, um mein Freund zu sein."

Trotz seiner warmen Empfindung für Freundschaft haßte Joseph die Günstlingsherrschaft und schonte seine besten Freunde nicht, wenn das Wohl und Wehe des Staates in Frage kam. Freunde, die sich nicht ausgezeichnet und die nicht würdig genug waren, Ämter und Würden zu verwalten, verschmähte seine ehrliche und gerade Seele. Auch wußte er wahre Freunde von falschen wohl zu unterscheiden. Es beweist dies schon folgende — historisch verbürgte — Anekdote. Der Kaiser belustigte sich einst auf einem seiner Lustschlösser mit einigen hohen Beamten seines Hofes, und die Rede kam u. a. auch auf den Hofgebrauch, sich einen Hofnarrn zu halten. Man sprach für und wider, bis der Monarch mit einem ernsthaften Blick, der in erster Linie einem Herrn seines Gefolges galt, dessen Falschheit ihm bekannt war, den Ausspruch that: „Die Narren waren doch immer eine gute Sache, denn die Monarchen hörten doch zu Zeiten passende Wahrheiten, die ein anderer vielleicht nicht so klar und deutlich zu äußern sich die Freiheit genommen hätte." Derjenige, welcher sich durch den scharfen Blick des Kaisers getroffen fühlte, sagte errötend: „Ich wenigstens nehme mir jederzeit die Freiheit, Eurer Majestät die klarste Wahrheit zu sagen!" — „Dafür", fiel ihm Joseph in die Rede, „werde ich nie einen Hofnarrn brauchen, so lange Sie bei mir dienen werden."

Auch hatte der Kaiser ein feines Gefühl dafür, wenn ein Mann, den er seiner Freundschaft gewürdigt, durch seine zartere Hälfte einen Wunsch erfüllt zu sehen versuchte. Er merkte die Absicht und ward verstimmt. Die Gattin eines seiner ihm besonders lieben Hofbeamten, eine der schönsten Damen Wiens, spazierte einmal in dem Garten eines der Lustschlösser des Monarchen mehrere Tage ganz allein herum. Der Kaiser sah dies aus seinem Fenster und ging endlich auch ganz allein in den Garten hinab. Kaum hatte ihn die Dame erblickt, so schnitt sie ihm den Weg also ab, daß er ihr nicht ausweichen konnte.

„Ganz allein," sprach sie der Monarch an, „so ganz allein! Wo ist denn Ihr Herr?"

Die Dame antwortete mit tiefster Verbeugung: „Eure Majestät ist mein Herr und außer diesem habe ich keinen Herrn.“

„Sie geben mir ein schönes Beispiel, meine Schöne,“ erwiderte der Monarch. „Da ich auch keine Frau habe, so werde auch ich allein spazieren gehen.“

Mit diesen Worten ließ er sie stehen und ging die Allee weiter. Die Dame fand es aus Furcht, daß ihr Gatte diesen Auftritt erfahren und ihn nicht zu ihrer Ehre deuten dürfte, ratsam, demselben die Sache selbst zu entdecken. Der vernünftige Mann wollte gleichfalls zum Nachteile der Ehre seiner Gattin die Geschichte beim Kaiser nicht bewenden lassen; er ging also auch wie sie mehrmals im Garten spazieren. Der Monarch begegnete ihm und fragte wieder: „So ganz allein, lieber Freund? Wo ist denn Ihre Frau?“ Er antwortete mit Anstand: „Gnädigster Herr, ich habe keine Frau, nur einen Herrn.“ Der Monarch erwiderte lächelnd: „Es freut mich, Eheleute vom Stande so einverstanden zu sehen, zumal wenn ich der Stifter des Einverständnisses bin.“

Einen regen, freundschaftlichen Briefwechsel unterhielt Joseph als Kronprinz und Mitregent, wie als Kaiser mit dem italienischen Grafen Papini. Eine der Zuschriften des ersteren — vom Januar 1770 — spricht in beredter Weise die Anschauungen des Monarchen über wahre Freundschaft aus. Es heißt dort u. a.:

„Diejenigen Empfindungen sind mir die angenehmsten, die Sie mir zu der Zeit zeigten, wo Sie mich für einen Privatmann hielten, ohne die erlauchte Würde zu vermuthen, zu welcher es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, mich zu erheben. Die Lobsprüche, welche man an uns verschwendet, und alle Sachen, die man uns sagt, gehen unglücklicher Weise mehr auf unseren hohen Stand, als unsere Person. — Ich würde mich sehr betrüben, wenn Sie in mir nicht den Menschen schätzen — der höchste Titel unter allen, die man mir geben kann —, und daß Joseph das Glück, geliebt zu werden, allen äußerlichen Vortheilen und allen Huldigungen, womit man dem Kaiser unaufhörlich Weihrauch streut, vorzieht.“

Zu den vertrautesten Freunden des Kaisers zählte endlich sein steter treuer Begleiter, gleichsam sein Kamerad, Graf von Rosenberg, der ihn auch während seiner tödlichen Erkrankung und am Sterbebette nicht verließ. Wie sehr Joseph ihn liebte, beweist folgendes Abschiedsschreiben des Kaisers:

„Mein lieber Graf von Rosenberg!

Die Freundschaft hat gewöhnlich Grenzen, aber die Ihrige giebt sich mir ganz hin. Könnte ich die Welt verlassen, ohne Ihnen noch meine ganze Erkenntlichkeit für das zu beweisen, was Sie für mich gethan haben; für Alles, was Sie bei dieser letzten Krankheit gelitten haben, während welcher Sie sich ganz opferten, um mir meine Last tragen zu helfen, und mich zu trösten? — Die Weisheit und Vortrefflichkeit Ihrer Rathschläge, die Ergebenheit, welche Sie bei jedem Anlasse bis zum letzten Augenblicke gegen mich bewiesen haben, durchdringen mich mit Erkenntlichkeit und Freundschaft. Empfangen Sie die Versicherung derselben und glauben Sie, daß das Einzige, was ich bei meinem Austritt aus der Welt bedaure, die kleine Anzahl von Freunden ist, die ich verlassen muß und denen ich Ungelegenheiten gemacht habe. Leben Sie recht wohl. Ich umarme Sie mit freundschaftlichem Herzen. Erinnern Sie Sich immer

Ihres

aufrichtigen und empfindungsvollen Freundes

Joseph.

Nachschrift. Nur meine zitternde Hand hat mich verhindert, Ihnen diese Zeilen mit eigener Hand zu schreiben.“

Reizend war die taktvolle Art, womit der Kaiser seinen wahren Freunden Aufmerksamkeiten zu erweisen pflegte. Sein berühmter Minister Fürst Kaunitz z. B. feierte im April 1785 seinen 74. Geburtstag. Schon um 7 Uhr begab sich Joseph zu ihm und begrüßte ihn mit den Worten: „Glücklich der Tag, an welchem Fürst Kaunitz geboren wurde!“ Durch diese Überraschung tief gerührt, war der Fürst der Sprache nicht mächtig, Thränen überströmten jedoch sein Antlitz und der Kaiser fuhr in seiner

herzlichen Weise fort: „Ich weiß, mein lieber Kaunitz, daß Sie heute einige gute Freunde zu sich gebeten haben; auch ich rechne mich unter die Zahl und werde ebenfalls kommen.“ Man kann sich die Rührung des Greises denken!

Zuweilen ereignete es sich, daß der Kaiser im Vorzimmer seines alten Ministers warten mußte; er sagte dann scherzend zu den Anwesenden: „Glauben Sie wohl, daß ich Kaunitz heute sprechen kann?“

War schon Josephs Gefühl für Freundschaft, wie man sieht, sehr stark ausgeprägt, so zeigte sich seine Liebe zu den Eltern und Geschwistern in noch wärmerer und innigerer Weise und legte ein schönes Zeugnis für das tiefe Gemüt dieses seltenen Fürsten ab.



Joseph als Sohn und Bruder.

Wir wissen aus Kaiser Josephs eigenem Munde, wie innig er seinen Vater, den guten, edlen und warmfühlenden Kaiser Franz, welcher in seinen Armen gestorben ist, liebte. Der oben mitgeteilte Brief an den Fürsten Batthányi giebt uns in ergreifender Weise von dieser zärtlichen Kindesliebe Kunde. Ebenso erschüttert wie seine kaiserliche Mutter, welche seit dem Tode ihres heißgeliebten Gatten die Trauerkleider nicht ablegte und an seinem Todestage — am 18. jedes Monats — sich zu seiner Gruft begab, um daselbst zu beten, und die jeden August auf dem Schlosse zu Schönbrunn in stiller Zurückgezogenheit zubrachte, — war auch der Sohn beim Tode des Vaters. In tiefstem Weh gab er seinem Schmerze u. A. auch in einem Briefe an seine Schwestern Ausdruck. Derselbe bietet in seiner schlichten Weise ein gar treues Bild von der Kindesliebe Josephs. Er lautet:

„Verzeihen Sie, meine sehr theuren Schwestern, wenn ich im Uebermaß des Schmerzes, der mich erfaßt, und in Mitte der Beschäftigungen, mit welchen ich belastet bin, mich an Sie alle zugleich wende. Der traurigste Schlag, der uns nur drohen konnte, hat uns betroffen. Wir verlieren den zärtlichsten Vater, den besten Freund. Unterwerfen Sie sich der Vorsehung, lassen Sie uns für die Ruhe seiner Seele beten, und die Liebe zu unserer erhabenen Mutter, das einzige Gut, welches uns übrig bleibt, verdoppeln; ihre Erhaltung ist meine größte Sorge in diesem Augenblick. Wenn die innigste Freundschaft eines Bruders, die ich Ihnen nicht mehr

anbieten kann, weil Sie dieselbe längst besitzen, Ihnen nützlich sein kann, so befehlen Sie. Ich umarme Sie alle und bitte nur um Ihr Mitleid für den unglücklichsten Sohn

Joseph."

Von diesem seinem Vater hatte Joseph eines der herrlichsten Blätter im Ruhmeskranze seiner Unsterblichkeit, nämlich die Duldsamkeit in Religionssachen, geerbt. Franz von Lothringen war einer der tolerantesten Fürsten auf dem Throne. Er hatte keine Spur von religiösem Verfolgungseifer, sondern huldigte dem Grundsatze Friedrich II. von Preußen, daß jeder nach seiner Façon selig werden könne.

Mit derselben Zärtlichkeit wie an seinem Vater hing Joseph an seiner „erhabenen Mutter", wie er sie nannte. Maria Theresia erschien in seinen Augen als das Ideal einer Kaiserin, Mutter und Frau. Aus allen Briefen, welche er aus der Fremde, auf seinen Reisen an sie richtete, spricht die hingebungsvolle Liebe des treuen und für seine Mutter schwärmenden Sohnes. Er unterzeichnete seine Zuschriften gewöhnlich mit den Worten: „Ich bin mit großer Ehrfurcht Eurer Majestät unterthänigster Sohn."

Über seine kaiserliche Mutter äußerte er einmal — im Dezember 1780 — u. a.: „Ich habe jederzeit die größte Hochachtung für ihre Tugenden und die vollkommenste Ehrerbietung für ihren Charakter gehabt. Ich verehre ihr Gedächtniß und ihr vortreffliches Herz wird mir unvergeßlich sein, so lange ich lebe."

Grenzenlos war seine Verzweiflung, als seine Mutter ihre große Seele aushauchte. Dem Fürsten Kaunitz teilte er das Ableben derselben mit den Worten mit: „Das ungeheure Unglück, welches mich betroffen hat, wird Ihnen schon bekannt sein. Ich habe aufgehört, Sohn zu sein."

Nach ihrer Beisetzung schrieb er seinem Bruder Leopold die rührenden Worte (4. Dezember 1780): „Ich bin von der gestrigen entsetzlichen Ceremonie so zu Boden gedrückt, daß ich Dir kein Wort darüber sagen kann. Dieses Begräbniß ist die grausamste Begebenheit, die

man sich zu denken vermag. Eine Anhänglichkeit von vierzig Jahren, der Gegenstand meines Lebens und meiner Dankbarkeit für alle Wohlthaten – das ist ein Verlust, der über alle Fassungskraft hinausgeht! Betrachte meine Lebensstellung! Alles ist aus den Fugen. Ich stehe fast allein in der Welt da. Die Vorsehung hat mir Frauen und Kinder, Vater und Mutter genommen."

Er wußte sehr wohl, was er dieser Mutter auch in seinem Wirken als Mensch zu verdanken hatte, jener außerordentlichen Frau, welche einst die schönen Worte schrieb: „Ich habe die Wahrheit mir täglich vor Augen gesetzt, daß ich nicht mir selbst, sondern nur dem allgemeinen Besten gehörig sei. Und so lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergestalt, daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen, noch Arbeit für selbe spare, so hätte doch der Länder allgemeines Beste denenselben allzeit vorgezogen, wenn in meinem Gewissen überzeugt gewesen wäre, daß solches thun könne oder daß dererselben Wohlstand dieses erheischte, indem ich solcher Länder erste und allgemeine Mutter bin."

Ganz dieselbe Lebens- und Weltanschauung hegte auch ihr ruhmreicher Sohn! Hier zeigt sich recht deutlich der mütterliche Einfluß auf die geistigen und Charakter-Eigenschaften des Menschen!

Wie als Sohn, war Joseph auch als Bruder ein wahres Musterbild. Er liebte seine Schwestern — Maria Anna,*) Maria Christina, nachmalige Herzogin von Sachsen-Teschen, Amalie, nachmalige Herzogin von Parma, Maria Antoinette, nachmalige Königin von Frankreich, und Elisabeth**) — sehr zärtlich, wie wir dies schon aus den oben mitgetheilten und unmittelbar nach dem Tode des Kaisers Franz an sie gerichteten Zuschriften ersahen. Wie lieb, wie herzig und vertraulich sind doch alle die Briefe, welche er ihnen sendet! Er hat keine Geheimnisse vor ihnen und bewährt sich stets als der aufmerksamste Bruder und treuste Freund. Trotz des Kanzleistils jener Tage bricht doch ein aufrichtiges und tiefes Gefühl brüder-

*) Wurde später Äbtissin in Klagenfurt.
**) Wurde später Äbtissin in Innsbruck.

licher Liebe in diesen Zuschriften deutlich durch, von denen nur diejenige an die Erzherzogin Maria Anna mitgeteilt werden soll. Joseph schreibt:

„Madame!

Während dem ich von einem Pole meiner Staaten nach dem anderen reise, um mich über die Lage meiner Unterthanen zu unterrichten, ihre Beschwerden zu hören und die Gesetze meines Reiches aufrecht zu erhalten, genießen Sie in Ihrer Einsamkeit jenes reizende Loos, welches das Schicksal nur den Weisen bestimmte.

Mit einer Sehnsucht, die aus dem Verlangen entsteht, die Ruhe zu genießen, seufze ich nach Ihnen und beneide das reizende Loos Ihrer Tage dermalen, wenn mir die Herrschaft von mehr denn 20 Millionen Menschen jene drückende Last geworden, die nur ein Monarch allein kennet!

Leben Sie zufriedener als ich, theuerste Schwester! Genießen Sie die Vortheile Ihres Standes und lassen Sie Sich, die Reize Ihrer Tage zu vervielfältigen, Ihre einzige Sorge sein. Ich werde bei jeder Gelegenheit, als Ihnen die Mitwirkung meiner Freundschaft erforderlich ist, mit größtem Vergnügen Ew. Liebden wiederholte Beweise meiner Hochachtung und Verehrung geben.

Euer Königlichen Hoheit

Wien, den 1. Oct. 1782. gehorsamster Bruder

Joseph."

Bald nach dem Tode der Kaiserin ernannte Joseph seine zweite Schwester und ihren Gatten zu Statthaltern der österreichischen Niederlande, wobei er nicht verfehlte in einem launigen Briefe zu bemerken, daß die reizenden Gegenden von Brüssel ihr ein angenehmeres Schauspiel bieten würden, als Pannonien — „ein Land, welches einstens Hunnen und Awaren bewohnten und das trotz aller Bemühungen der Regierung immer Spuren von dem Aufenthalt der Barbaren trägt".

Eine anmutige Schilderung seiner Brüder und Schwestern und seines Verhältnisses zu ihnen entrollt der kaiserliche Autor in einem Briefe an den wiederholt genannten Freund, Grafen Ludwig Stanislaus von Provence.

Die Geschwister bilden seine einzige Freude, nachdem er, wovon später noch die Rede sein wird, das Unglück hatte, zwei Gemahlinnen und seine Kinder durch einen raschen Tod zu verlieren. Es heißt nun dort u. a.: „Der Großherzog von Florenz*) ist ein Prinz, der patriarchalische Vorzüge besitzt; Vater seines Hauses und seines Volkes zugleich, wird er von Jedermann geliebt. Toscana ist unter seiner Regierung das glücklichste Land in Italien. Erzherzog Ferdinand**), Generalgouverneur in Mailand, verbindet mit dem Charakter des deutschen Fürsten die schönen Eigenschaften unseres verstorbenen Vaters, gütig, herablassend gegen das Volk und wohlwollend für seine Freunde. Der Kurfürst***), mein jüngster Bruder, ist zum Regenten geboren. Ich habe die zärtlichste Freundschaft für diesen Prinzen, und das Land, welches ihm die Vorsehung zur Führung anvertraut, wäre zu beklagen, wenn der angemaßte Dictator Deutschlands seine Erhebung gehindert hätte. Dies sind unvollkommene Züge aus dem Gemälde meiner Familie; ich bin zu sehr der Freund von diesen Herren, als daß mein Herz ruhig bei der Schilderung ihrer Charaktere sein könnte; ich verliere über die Empfindungen die Kennerschaft und bin zufrieden darüber, daß die Nachwelt das Document meiner Freundschaft lese. . . . Indem ich aus dem Zirkel der Männer komme, eile ich, Ihnen einen Umriß von den Prinzessinnen, meinen Schwestern, zu machen. Die älteste, Maria Anna, ganz die Tochter der Kaiserin: fromm, tugendhaft und gütig, eine Dame von höherer Menschengattung, geschaffen für die Freuden einer anderen Welt. — Christine, General-Gouvernante in Oesterr.-Niederlanden und die Gemahlin des Herzogs von Sachsen-Teschen, meine zweite Schwester, ein vortreffliches Weib! Die Mutterfreuden würden ihr das Loos ihres Lebens verherrlichen! Sie und die Erzherzogin Elisabeth sind sehr liebenswürdige Damen. Die Herzogin von Parma und die Königin von beiden Sicilien sind Ama-

*) Leopold, Großherzog von Toscana, wurde bekanntlich nach dem Tode seines Bruders Kaiser.

**) Ferdinand war Herzog von Modena.

***) Maximilian war Kurfürst von Köln.

zonen, um mich einer Allegorie zu bedienen: zwei Damen, die sich des Zutrauens ihrer Nation würdig gemacht und die Talente genug haben, um Männer und Reiche zu regieren. Antoinette, die Königin der Franken und die Gemahlin Ludwig XVI., ist meinem Vaterlande ein theures Geschenk. Ihre Reize fesseln zwei Nationen, die sich Jahrhunderte gehaßt, bekriegt und verfolgt haben. Sie wird von dem Volk der Gallier verehrt, von ihrem Gemahl geliebt und bewundert von — Europa. Sehen Sie, mein Freund, in diesem Bilde die Quelle meiner Freuden. Sehen Sie hierin, was mir Entschädigung für die Kränkungen ist, die das Diadem verschafft; und wenn der Neid von der Moral gebilligt würde, so beneiden Sie mich des Glückes wegen, das mir meine Familie verschafft, und welche mir das theuerste Geschenk der Vorsehung ist.“ —

Jede Bemerkung zu diesem herrlichen Briefe würde die Wirkung desselben abschwächen. Welch' tiefes, edles Gemüt, welch' weiches Herz, welchen Schatz reichster Liebe besaß doch der herrliche Monarch, der uns Epigonen noch jetzt als leuchtendes Beispiel edelster Tugend vorschweben sollte! . . .

Besonders innig schloß er sich an seine Geschwister an, als ihm die Vorsehung seine Gemahlinnen und Kinder geraubt hatte! Im Schoße seiner Familie fand er allein Trost für die schrecklichen Schicksalsschläge. „Meine Brüder“, schreibt er einmal, „sind mir so theuer, meine Schwestern so verehrungswürdig; seitdem ich die Vaterfreuden verloren, sind sie mir der Ersatz für Alles geworden, was mir das Schicksal geraubt.“

Mit großer Zärtlichkeit hing er auch an der jungen Erzherzogin Elisabeth, der Gemahlin seines Neffen, des Erzherzogs Franz, die er wie seine Tochter liebte. Auf seinem Sterbebette empfing er die erschütternde Nachricht, daß sie gestorben sei. Er richtete seine thränenfeuchten Augen gen Himmel und sagte: „O Gott, Dein Wille geschehe! . . . Was ich dulde, ist unglaublich! Ich glaubte, ich wäre bereit, alle Todespein zu ertragen, die es Gott gefallen möchte, mir zu senden; aber dieses fürchterliche Unglück übersteigt Alles, was ich je gelitten habe.“

Man kann sagen, daß ihr plötzlicher Tod das Hinscheiden des Monarchen beschleunigte. —

Wenn Joseph, wie wir gehört haben, auch seine Schwester Maria Antoinette gleichfalls belobte, ja sogar der Ansicht war, daß ihre Reize zwei Nationen fesselten, so gab er sich leider! einer bitteren Täuschung hin. Schon nach wenigen Jahren ihrer Vermählung gehörte sie zu den gehaßtesten Personen in Frankreich und ihr schönes Haupt verblutete unter der Guillotine.

Daß der scharfsinnige Joseph im Grunde seines Herzens über Maria Antoinettes Zukunft sehr traurige Empfindungen hegte, ist, trotz der ihr erteilten Anerkennungsmedaille, zweifellos. Die nachstehenden Ausführungen sollen das des näheren begründen — eine Untersuchung von aktuellem Interesse, zumal in wenigen Jahren 100 Jahre verflossen sind, seitdem die Tochter Maria Theresias dem Moloch der Revolution in solch grauenhafter Weise geopfert wurde! . . .

Es konnte eigentlich keinen größeren Gegensatz im Charakter und Denken als den zwischen den beiden Geschwistern geben! Letztere war eine echte Wienerin: leichtlebig, oberflächlich, heißblütig und lebenslustig, auf den Schein mehr erpicht als auf das Wesen, für geräuschvolle Unterhaltungen und Lustbarkeiten mehr wie für Staatsgeschäfte schwärmend. Ersterer eine durch und durch ideale Natur, ernst und gemessen, nur für das Wohl seines Volkes lebend, streng gegen sich selbst und daher auch gegen andere; dem äußerlichen Flitterstaat und eitlen Vergnügungs-Bacchanal ganz und gar abhold, ein Cato auf dem Throne. Trotz alledem herrschte zwischen den beiden Geschwistern stets ein zärtliches, inniges Verhältnis. Der um 14 Jahre ältere Bruder wurde von Maria Antoinette wie ein Heiliger verehrt und angebetet und auch er war ihr sehr zugethan.

Mit besonderer Lebhaftigkeit entwickelte sich die schwesterliche Liebe und kindliche Verehrung Maria Antoinettes seit dem Tode ihres Vaters, als infolgedessen Joseph als ältester Bruder an die Stelle des Hauptes der Familie trat. Überdies imponierte der nicht tief denkenden, aber schönen Tochter Maria Theresias nicht

wenig die große geistige Überlegenheit ihres Bruders, der gar nicht so war, wie so viele Fürsten jener Zeit — er hielt sich keine Maitressen, er verschwendete keine Millionen zur Befriedigung einer Laune, er vergeudete seine Zeit nicht mit thörichten Streichen, sondern arbeitete Tag und Nacht unausgesetzt, um seine Völker glücklich zu machen und betrachtete sich als den ersten Diener des Staates. Und doch war er kein Griesgram! Im Gegenteil! Joseph war und blieb die Verkörperung der persönlichen Liebenswürdigkeit; die Staatsgeschäfte hielten ihn nicht ab, für das Wohl und Wehe seiner Schwester besorgt zu sein und all ihren Lebensschicksalen die wärmste Teilnahme entgegenzubringen. Sie räumte ihm daher willig eine Stellung ein, welche derjenigen, in der sie sich zu ihrer Mutter befand, ähnlich war. Bei all seiner Zuneigung jedoch war er nicht blind gegen ihre Schwächen und thörichten Schritte, sein Tadel war oft ein schneidiger und rückhaltsloser, und es kann wohl behauptet werden, daß aller Wahrscheinlichkeit nach die arme Königin von Frankreich nicht so traurig geendet hätte, wenn sie und ihr Mann, Ludwig XVI., die weisen Ratschläge Kaiser Josephs befolgt hätten.

Höchst lehrreich ist für die Beziehungen zwischen Joseph und Maria Antoinette die im Wiener Staatsarchiv befindliche und in französischer Sprache geführte Korrespondenz zwischen beiden.

Als Maria Antoinette im Mai 1774 ihrem Bruder mitteilt, daß sie nun Königin von Frankreich geworden, indem ihr Gatte als Ludwig XVI. den Thron der Bourbonen bestiegen habe, schreibt Joseph ihr u. a. die nachstehenden ernsten und mahnenden Worte:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu der Thronbesteigung Ihres Gemahls. Er wird Frankreich über die letzte Regierung beruhigen; er wird dem Volke die Liebe wiedergeben, die es sonst für seine Könige gehabt und das Reich so glücklich und groß machen, als es einstmal gewesen.

Die Nation seufzte unter der Last, welche ihr in den letzten Jahren von Ludwig XV. auferlegt worden. Er hatte die Parlamente vertrieben, seinen Günstlingen zu viel Herrschaft über das Volk eingeräumt, hatte die

Choiseuls, die Malesherbes und den Chalotais entfernt, Männer, wie Maupeous, den verhaßten Abbé Terray und den Duc d'Aiguillon ans Ruder gesetzt, die mit der schändlichen du Barry das Reich plünderten und verwirrten; und dies hatte ihm die Liebe seines Volkes geraubt.

Ich habe diesen Fürsten oft in meinem Innersten beklagt, daß er sich so sehr zum Spiele seiner Leidenschaften gemacht, so herabgesetzt vor den Augen seiner verehrungswürdigen Familie und seiner Unterthanen selbst, und daß er so wankend in seinen Entschließungen auch als König gewesen.

Vereinigen Sie Ihre Bemühungen mit dem Bestreben Ihres Gemahls, ihm die Liebe seines Volkes zu erwerben. Lassen Sie nichts unversucht, um sich der Zuneigung Ihrer Unterthanen zu versichern und Sie werden dadurch das wohlthätigste Geschenk der Vorsehung für das Reich der Franken sein!"

Nicht wahr: es ist dies ein höchst merkwürdiges Glückwunsch-Schreiben?!

Die junge Königin von Frankreich bestürmt ihren Bruder, sie in Paris zu besuchen. Er dankt ihr für ihre zärtliche Liebe zu ihm in einem Briefe vom Juni 1775 und versichert ihr, daß es auch sein innigster Wunsch sei, sie zu begrüßen, aber unter solchen Umständen sei ein Besuch seinerseits unmöglich. „Ich bemerke", schreibt er ihr, „daß Sie sich unaufhörlich in Sachen, welche Sie nicht angehen und nicht kennen, mischen, bei denen Intriguanten ihre Hand im Spiele haben, die Ihnen schmeicheln und Ihre Eigenliebe und Eitelkeit zu erwecken verstehen: infolge dessen begehen Sie einen Fehler nach dem anderen, dazu gemacht, Ihr Lebensglück zu vernichten und Ihnen früher oder später die schlimmsten Unannehmlichkeiten zu bereiten, die Achtung und Freundschaft des Königs für Sie zu verringern, die öffentliche Meinung und das Vertrauen des Publikums zu verscherzen, welche Sie doch so leicht hätten gewinnen können . . . . . Sprechen Sie nie von Staatsgeschäften, protegiren Sie nie jemand . . . Endlich lesen Sie viel, beschäftigen Sie sich mit Wissenschaften, koncentriren Sie Ihren Geist, lernen Sie und trachten Sie Hilfsquellen in sich selbst zu finden für ein

reiferes Alter und für den Fall, wo die öffentlichen Huldigungen, welche jetzt all Ihr Denken und Wünschen ausmachen, Ihnen nicht mehr zu Theil werden, wie es unausbleiblich kommen muß. Das Ende vom Liede ist, meine teure Schwester, daß jede kluge Frau ihre Rolle zu Hause spielen muß!“ . . .

Endlich entschloß sich Kaiser Joseph doch, nach Frankreich zu reisen. Er hatte wohl eingesehen, daß alle seine Ratschläge, die er Maria Antoinette erteilte, nichts fruchteten; beim Hofe zu Versailles hatte man nur für Lustbarkeiten Sinn und die lebenslustige Königin merkte leider nichts vom Herannahen einer blutigen Revolution, welche das Oberste zu unterst kehren sollte.

Er trat am 1. April 1777 in Begleitung der Grafen von Cobenzl und Colloredo mit einem mäßigen Gefolge die Reise im Incognito eines Grafen von Falkenstein an und vermied alles, was die Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte.

Die Gelehrten, die unterrichteten Militärs und die berühmtesten Künstler von Paris priesen alle den Umfang seiner Kenntnisse. Geringere Huldigungen empfing er vom Hofe und noch geringere seitens der Königin und des Königs. Er verhehlte seine Vorurteile gegen die Etikette und Gebräuche des Hofes keineswegs und machte sie in Gegenwart Ludwigs XVI. oft zum Gegenstande seiner Sarkasmen. Die Toilette seiner Schwester war die Zielscheibe der unaufhörlichen Kritik des Kaisers. Er machte ihr den Vorwurf, daß sie so viele Moden eingeführt habe und neckte sie wegen des übermäßigen Auflegens von Rot, an das sich seine Augen nicht gewöhnen könnten.

Einst trat sie ihm mit einer wunderbaren, ganz besonders hohen Frisur entgegen, auf welcher allerlei fremdländische Blumen, ja sogar mehrere Kolibris, angebracht waren. Wie von tiefster Rührung ergriffen, trat er ihr entgegen und, sie umarmend, rief er: „Nein, Toni, Du kannst es nicht glauben, wie wohl es mir thut, Dich so zu sehen; denn so erinnerst Du mich an Wien und Paris zugleich. Deine Frisur ruft mir den Stephansthurm und den Jardin des plantes (Botanischer Garten in Paris) gleichzeitig ins Gedächtniß!“

Bei einem anderen Anlaß lehnte er eine Einladung zum Spiele bei seiner Schwester ab und antwortete auf die Frage, ob er denn diesen Zeitvertreib nicht liebe, mit deutlichem Hinweis auf das am Hofe herrschende Hazardspiel: „Nein, ich spiele nie; ein Fürst kann seine Zeit nützlicher anwenden, und wenn er verliert, verliert er nicht sein, sondern das Geld seiner Unterthanen!“

Wie man sieht, verleugnete Joseph auch in Paris, am üppigen und verschwenderischen Hofe seiner Schwester, seine früher ihr schriftlich ausgesprochenen Grundsätze nicht. Man kann sich denken, wie sehr der Moralprediger der leichtlebigen Gesellschaft in Versailles, und auch der Schwester, allmählich lästig wurde. Er merkte das wohl, aber er legte sich dennoch keinen Zwang auf.

Der zopfige und ceremonielle Hof geriet in Aufruhr durch das — ich möchte sagen — demokratische Wesen Josephs II. Zuweilen wohnte er den Diners des Königspaares wie ein Fremder, inmitten der Menge, bei, erwartete eine Audienz selbst in den Vorzimmern der Minister, ohne sich anmelden zu lassen und achtete die Rechte derjenigen, welche vor ihm gekommen waren. Er besuchte mit einigen Personen von seinem Gefolge alle öffentlichen Denkmäler und Anstalten, unterhielt sich leutselig mit den ihm Begegnenden und fürchtete nicht, bei den Franzosen in den Ruf eines Krittlers und Pedanten zu gelangen. Nur die Höflinge nannten Kaiser Joseph bizarr und unhöflich, das Volk aber vergötterte ihn und sprach es unverhohlen bei verschiedenen Anlässen aus, daß es sich einen solchen Fürsten wünschte. Auf der neuen Brücke zu Paris stand Joseph lange mit entblößtem Haupte vor dem Standbild Heinrichs IV. und sagte: „Nach einem solchen Beinamen geize ich; es giebt keinen schöneren, als Vater seines Volks zu heißen.“

Wie wenig seine unglückliche Schwester geeignet war, die Krebsschäden Frankreichs zu heilen, erkannte er zur Genüge während der anderthalb Monate, die er in ihrer Nähe weilte. Vergebens sagte er ihr und Ludwig XVI. mit ernsten Worten die Wahrheit, vergebens machte er sie auf die heranbrausende Sturmflut aufmerksam, — er predigte tauben Ohren.

Unmittelbar vor seiner Abreise am 29. Mai 1777 überreichte er seiner Schwester ein hochwichtiges, zwanzig Seiten umfassendes Aktenstück, betitelt: „Réflexions données à la Reine de France“, welches sich im Wiener Staatsarchiv befindet.

Joseph macht seiner Schwester in demselben u. a. Vorstellungen wegen ihres Hazardspiels. „Haben Sie“, schreibt er, „die schrecklichen Folgen des Hazardspiels, die Gesellschaften, welche dieses Spiel vereinigt und den Ton, der in solchen Clubs angeschlagen wird, erwogen? Können Sie sich's verhehlen, daß das gebildete Europa Sie für den Ruin der jungen Leute, welche sich dem Hazard ergeben, verantwortlich macht? Das ist ein Gegenstand von solcher Tragweite und so gefahrdrohend, daß ich es Ihrem Scharfsinn überlasse, die Folgen sich auszumalen. Erinnern Sie sich der abscheulichen Scenen, die sich vor Ihren Augen abgespielt haben! Es ist doch wahrlich skandalös, daß Sie allein spielen, während der König nicht spielt.“

Schließlich prägt er ihr ein, gediegene und lehrreiche Werke zu lesen, die ihren Geist erhellen und ihr Gemüt läutern. Der großartige Brief schließt mit den Worten:

„Leben Sie wohl! Lesen Sie diese Zeilen und vertrauen Sie mir. Sie werden mich dann noch mehr lieben, wenn Sie davon die Früchte ernten werden. Reißen Sie die Binde von Ihren Augen, welche Sie verhindert, Ihre Pflicht und Ihr wahres Glück zu erkennen.“ —

Hunderte von Anekdoten leben in Frankreich noch immer von dem hochherzigen und leutseligen Grafen von Falkenstein, der Schwester und Schwager durch weise Lehren und Beispiele retten wollte. Mögen hier einige derselben ein Plätzchen finden:

Bei einem Diner für Ludwig XVI. und Marie Antoinette setzte man für den Grafen von Falkenstein einen Lehnsessel hin; aber er wollte diesen nicht annehmen und wies ihn mit den Worten zurück: „Sire, auf meinen Reisen habe ich mich gewöhnt, auf Stühle von Stroh oder Holz mich zu setzen, ein Fauteuil bringt mich aus der Ordnung.“

Als er im Vorzimmer des Ministers Grafen Maurepas,

der den Grafen von Falkenstein nicht kannte, eine Viertelstunde warten mußte, sagte er: „Die Staatsgeschäfte haben allemal den Vorzug vor dem Besuche der Privatpersonen.“

Als er eines Tages zu Versailles im Vorzimmer auf dem Schlosse war und sich mit den Hofleuten ganz vertraulich unterhielt, ließ ihn sein königlicher Schwager ins Zimmer laden. „Nun wird man“, sagte er zu den Umstehenden ironisch, „mich für einen Günstling halten.“



Das Eheleben Josephs.

Als Joseph ein Jüngling von 19 Jahren war, glaubte die Kaiserin Maria Theresia, daß die Zeit gekommen sei, um ihren Sohn zu vermählen. Diese Verbindung sollte zugleich einen politischen Hintergrund haben; besonders schwärmte sie für eine Familienverbindung der beiden Häuser Österreich und Bourbon, um durch Hilfe Frankreichs Friedrich II. niederzuwerfen. Sie wählte für Joseph eine bourbonische Prinzessin aus, nämlich Isabella von Parma, Tochter des Herzogs von Parma und Infanten von Spanien, Enkelin Ludwigs XV.

Isabella von Parma war eine zur Schwermut sich hinneigende Prinzessin, welche ursprünglich ins Kloster gehen wollte; dem Brautwerber, Fürsten von Lichtenstein, gelang es jedoch, sie umzustimmen; doch konnte sie lange ihre Ängstlichkeit und Scheu vor der Ehe nicht überwinden. In diesem Sinne schrieb sie einst von Parma aus an die Kaiserin u. a.: „. . . Trotz all meines Glückes, all der Güte Ew. Majestät, all der Gefühle, von denen mein Herz für Sie erfüllt ist, und der Sehnsucht, Ihnen meine Verehrung zu bezeigen, trotz allen Eifers, den ich haben werde, um Ihnen zu gefallen, kann ich mich doch der Besorgnis nicht enthalten, wenn ich des nahenden Augenblicks gedenke. Ich fürchte, daß Ew. Majestät zu günstig über mich berichtet sind und Sie nicht in mir das finden werden, was Sie vielleicht von mir erwarten, und obgleich meine Überzeugung mich beruhigt und ich weiß, daß Ew. Majestät die Fehler verzeihen werden, die ich begehen dürfte, da sie keinem bösen Willen entsteigen, so fürchte ich dennoch, nicht dem

Bilde zu entsprechen, welches Sie Sich von mir gemacht haben. Doch wie dem auch sei, alles, was ich vermag, ist, Ew. Majestät mich zu vertrauen, da Sie selbst mich leiten werden und ich mich über das belehren lassen werde, was Ihnen gefällig ist."

Wenn sich Joseph anfänglich gegen eine Verbindung mit einer ihm ganz unbekannten Dame sträubte, so gab er doch bald seinen Widerspruch auf, als er des Bildes Isabellas ansichtig wurde. Für Schönheit und Anmut von je empfänglich, entzückten ihn die Reize der holden Prinzessin, zumal ihm auch ihr vortrefflicher, edler Charakter gerühmt wurde. Als sie am 1. Oktober 1760 mit zahlreichem Gefolge am Wiener Hof eintraf, gewann sie sofort das Herz des Erzherzogs.

Sie hatte dunkle und ausdrucksvolle Augen, beschattet von den langgezogenen Bogen dunkler Augenbrauen, eine reine, hohe Stirne, einen kleinen, niedlichen Mund und eine zarte, aber volle Figur. Überdies war ihr Benehmen schlicht, milde und freundlich, voll feinsten Anstandes, und wenn sie sprach, drang ihre silberhelle Stimme ins Herz.

Maria Theresia, Kaiser Franz, der ganze Hof — besonders aber der Erzherzog schwärmten bald für die liebreizende Prinzessin.

Am 6. Okt. 1760 fand die feierliche Vermählung statt. Zum ersten Male im Leben war Joseph wahrhaft glücklich! Bisher hatte er ja das Glück des Lebens kaum gekannt, nun ging ihm ein ungeahntes Reich der Seligkeit durch den Besitz seiner reizenden, von ihm inniggeliebten Frau auf. Sie war nicht nur seine Gattin, sondern auch seine Vertraute, welche für das geheimste Sehnen seiner Seele, die Ideale seiner Brust ein wunderbar feines Verständnis bekundete. Von Tag zu Tag betete er seine Isabella immer mehr an; stets entdeckte er an ihr neue Vorzüge. Er liebte sie innig und leidenschaftlich, wie er noch nie geliebt hatte und wie er zum zweiten Male nie mehr lieben sollte. Europa sah das damals seltene Schauspiel einer überaus glücklichen Ehe zwischen Personen fürstlicher Abkunft. Die Prinzessin fesselte ihn sowohl durch ihre geistigen wie durch ihre körperlichen Vorzüge. „Es giebt nicht einen Augenblick im Laufe des Tages", sagte einst

Maria Theresia, „in welchem ich nicht veranlaßt würde, sie zu bewundern.“ In der That war die liebreizende und geistreiche Prinzessin eine Zierde des Wiener Hofes. Oft sagte ihr Gatte, es schmerzte ihn, daß er ihr nur ein Herz zu geben habe. Obschon sie auf Joseph einen unbegrenzten Einfluß übte, gebrauchte sie die Allgewalt ihrer Persönlichkeit nur zum Wohle ihres Gatten. Sie hielt oft seine jugendliche Hitze im Zaum und nützte ihm mit ihren klugen Ratschlägen.

Aber dieses schöne Glück der Ehe war ihm nicht lange beschieden! Die Prinzessin hatte etwas von dem Trübsinn ihres Großvaters Philipp V. geerbt, und weder die Zerstreuungen des Hoflebens, noch die liebevollen Bemühungen ihres besorgten Gemahls konnten die Ahnungen ihres nahen Todes verscheuchen. Ihre Schwermut täuschte sie nicht; sie starb schon nach einer dreijährigen Ehe an den Blattern und hinterließ ihrem Gatten eine Prinzessin, welche ihre Mutter nur sechs Jahre überlebte. So erfüllte sich die bange Vorahnung ihrer kaiserlichen Schwiegermutter, welche einst gesagt hatte: „Ich liebe sie zu sehr, um sie nicht zu verlieren; sie wird ein Opfer sein, welches der Himmel von mir verlangt.“ Der Schmerz des Gatten über den erlittenen Verlust war ein erschütternder, und die Zeit konnte das Andenken an die einzig Geliebte nie mehr gänzlich verwischen.

Noch an ihrem Todestage schrieb er an seinen Bruder Leopold: „Sehr theurer Bruder! Wenn es möglich ist, in einer so grausamen Lage Trost zu haben, können allein Ihre Freundschaftszeichen mir solchen geben. Ich bin außer Stande, mehr zu sagen. Ich habe Alles verloren. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen eine so gute Frau, wie meine verstorbene war, aber Gott bewahre Sie vor solchem Unglück!“

Als nach ihrem Ableben bereits der Plan einer zweiten Verbindung an ihn herantrat, schrieb er — am 7. April 1764 — voll tiefen Kummers an die Kaiserin: „Wenn ich Ihnen nicht so anhänglich wäre, und wenn nicht etwas weniger Erfahrung mich die Welt kennen machen würde, so bliebe ich immer Wittwer oder vielmehr ewig verbunden mit einem schönen Engel im Himmel,

dem ich meine vor dem Altar beschworene Treue nicht zurückgegeben habe. Ich kann Sie versichern, daß der Kampf zwischen der Begierde, mich Ihnen zu verbinden, und zwischen meiner Neigung, Ueberzeugung und Beurtheilung ein sehr grausamer ist. Ich sehe voraus, meine Anhänglichkeit an Sie wird mir diesen Entschluß entreißen, aber gefalle es Gott, daß dies nicht zum Unglück meiner Tage und vielleicht meiner Seele gereiche."

Isabella hatte ihren Gatten stets zärtlich geliebt. Dies erhellt zur Genüge aus den uns erhaltenen Briefen, welche sie an ihre Schwägerin Christine gerichtet hatte und welche Adam Wolf in seiner Schrift: „Marie Christine, Erzherzogin von Österreich" mitteilt. So schreibt sie ihr einmal u. a.: „So stark ich Dich liebe, so habe ich doch gestern empfunden, daß der Erzherzog vorgeht."

Ihre Briefe an die Schwägerin sind übrigens gleichfalls von bangen Todesahnungen erfüllt, welche am deutlichsten beweisen, daß ihr Geistesleben getrübt war. So heißt es u. a.: „Wann wird dies Leben mit seinem Elende, seinem Kummer, seiner Noth aufhören? Wann wird die Seele befreit sein von den Banden, die sie an die Maschine des Körpers fesseln, wann wird sie sich aufschwingen in die himmlischen Wohnungen? . . . Der Tod ist wohlthätig; nie in meinem Leben habe ich mehr daran gedacht als zu dieser Stunde. Alles erweckt in mir den Wunsch, bald zu sterben. Gott kennt den Wunsch, ein Leben zu verlassen, in welchem ich ihn jeden Tag beleidigte. . . . Wenn es erlaubt wäre, sich selbst zu tödten, — ich wäre versucht, es zu thun."

Die oft gehörte Erzählung, daß Isabella ihren Gatten nicht geliebt und ihrer Abneigung gegen ihn sogar in Briefen an die Erzherzogin Christine Ausdruck gegeben habe, beruht auf Erfindung und ist durch nichts erwiesen. Er hätte wahrlich lange nach ihrem Tode nicht die Worte an die Kaiserin geschrieben: „Wenn ich Eine finde, die das Herz, die Anmuth, den Geist, die Augen, die Zähne, die Figur, den Busen, kurz, alles das hätte, was meine verstorbene Frau hatte, weiß ich nicht, was geschähe; aber so suche ich bei jeder liebenswürdigen Person, die

ich sehe, vorerst, ob ich diese Eigenschaften finde, und indem ich sie nicht finde, kann mir nichts gefallen!"

Ohne Zweifel hat dieses frühe Unglück das Gemüt Josephs gewaltig angegriffen und vielleicht auch Anlaß zu dem Anstrich von düsterer Weltverachtung gegeben, den einige Zeitgenossen an ihm wahrgenommen haben wollen. Die zweite Ehe, welche Joseph, lediglich auf den lebhaften Wunsch seiner Mutter, mit Josepha von Bayern am 20. Juni 1765 aus politischen Gründen einging, wurde verhängnisvoll für sein häusliches Glück. Da der Gatte für sie nicht die geringste Zuneigung hatte, behandelte er sie stets kalt. Tief und schmerzlich fühlte die Unglückliche, daß sie nicht würdig sei, an der Seite ihres Gemahls zu stehen, und da sie von Natur schüchtern und zaghaft war, so zitterte und erblaßte sie, so oft sie vor ihm erschien. Der Tod löste nach zwei Jahren die unselige Verbindung; auch Josepha starb wie ihre Vorgängerin an den Blattern am 28. März 1767.

Joseph blieb seitdem unvermählt — das Glück der Ehe war ihm durch die entsetzlichen Schicksalsschläge, welche ihn getroffen, nicht mehr vergönnt und er wollte nicht aufs neue den Leidenskelch leeren. Er blieb für den frühen Verlust der beiden Gattinnen bis ans Ende unentschädigt. Nicht konnte er einmal Trost im Besitz der Kinder erblicken, denn sein bildschönes Töchterchen Maria Theresia, womit ihn Isabella von Parma am 20. März 1762 beschenkt hatte, starb, wie schon erwähnt, im zarten Alter von 7 Jahren, während ein zweites, den 22. November 1763 geborenes Töchterchen, Christine, gleich verstarb, nachdem es das Licht der Welt erblickt hatte. Grenzenlos war der Schmerz Josephs über den Verlust seines 7jährigen Mädchens. In einem Schreiben an ihre Erzieherin, die Marquise Herzelle's, bittet er um das weiße Hauskleid der Kleinen von Wollstoff und um Schriften von ihr, um sie zu denen ihrer Mutter zu legen. Es wird uns berichtet, daß das auch von der Kaiserin-Mutter überaus geliebte Kind eine ausgesprochene Vortragsgabe gehabt habe, welche es gelegentlich der Geburtstagsfeste des Vaters, der Großmutter &c. wiederholt bethätigt hatte. Beim

Wiegenfeste der letzteren trug die kleine Prinzessin einmal das nachstehende Gedicht vor:

Eure Majestät und teure Großmama!
Auch ich bin am heutigen Tage da,
An diesem Tage so freudenreich,
Wo Alles betet in Österreich,
Um meine kleinen Hände zu falten,
Es möge Sie Gott noch lange erhalten!

Zu unser Aller Trost und Freud',
In Gesundheit und Zufriedenheit,
Denn nirgends giebt es fern und nah'
So eine gute Kais'rin und Großmama!
Und schließlich fleh' ich mit kindlichem Sinn:
Behalten Sie lieb Ihre Enkelin!

Von den Schlägen, welche sein Herz getroffen, konnte sich Joseph nicht mehr erholen.

Noch nach Jahren, so berichtet der Verfasser des „Ill. Geschichtsbuchs", als schon die ganze Last der Regierung auf seinen Schultern lag und er sein ganzes Dichten und Trachten seinen reformatorischen Plänen widmete, brach oft bei der Erinnerung an sein schnell verwelktes Familienglück die alte Wunde auf.

Hier sei nachstehenden Vorfalls Erwähnung gethan:

Eine anmaßende und gezierte Dame bat einst den Kaiser um Unterstützung zur Erziehung ihrer Kinder, welche durch den Tod des im Staatsdienst gestorbenen Vaters in Frage gestellt schien.

„Wie viel Kinder haben Sie?" fragte der Kaiser in seiner gewohnten raschen Weise . .

„Fünf, Eure Majestät, 3 junge Herren und zwei Fräulein", entgegnete die gezierte, hochgeborene Bittstellerin.

„Ich" sagte nun der Kaiser, welcher der Frau eine kleine Lehre ertheilen wollte, kurz und kühl: „Ich habe auch einmal zwei Mädeln gehabt, aber" setzte er traurig hinzu, „sie sind mir Beide gestorben" . . .



Joseph und die Frauen.

Die Verläumdung, welche sich gern an die Fersen geschichtlicher Größen heftet, beschuldigt zwar den edlen Fürsten, daß er den Frauen gegenüber es an der nötigen Ritterlichkeit habe fehlen lassen; — schon aus dem über seine Beziehungen zur Mutter, zu den Geschwistern und seinen beiden Gattinnen Gesagten geht jedoch mit zwingender Klarheit hervor, daß diese Verdächtigung durchaus aus der Luft gegriffen ist. Allerdings war er — ein gerader, offener, deutscher Charakter — kein s. g. „Veilchenfresser", er haßte die aus Frankreich eingeführten faden Schmeicheleien und leeren, verlogenen Artigkeiten, aber er schätzte stets edle Weiblichkeit hoch, er bewegte sich gern im Kreise anmutiger und gebildeter Frauen und sein reiner und keuscher Sinn huldigte den Frauen, wie je nur ein Minnesänger.

Die Geschichte muß Joseph in seiner Stellung zur Frauenwelt makellos bezeichnen. Auch hierin strahlt seine sittliche Größe in unvergänglichem Glanze.

Im schriftlichen Verkehr mit gekrönten Häuptern, beziehungsweise den Fürstinnen auf dem Thron, war der Sohn Maria Theresias übrigens die Ritterlichkeit selbst; dies bezeugen z. B. seine Briefe an Katharina von Rußland. In einem derselben — Dezember 1780 — heißt es: „Unzufrieden mit mir selbst und über die Entfernung von Eurer Majestät bedaure ich nichts mehr, als daß mir das Schicksal die Wollust versagt, Ihnen allen den Dank erkennen zu geben, den Sie um meinetwillen verdienen. In meinem ganzen Leben werde ich die Hochachtung für

Eure Majestät und die Verehrung für Hochdieselben einen Gegenstand meiner Bemühungen sein lassen. Ich werde eine Art von Ruhm darin suchen, wenn ich es zu erfüllen im Stande sein werde, und Jedermann wird eingestehen müssen, daß ich mir die Freundschaft einer Monarchin zu erstreben gewußt habe, die der Verehrung Europas würdig ist. Ich habe mich lange mit Ew. Majestät unterhalten; aber wer kann diesem Verlangen widerstehen, sobald man Ihre Vorzüge kennet?"

Zu den Damen, von welchen er sich noch auf seinem Totenbette verabschiedete, gehörte auch die Zarin. Er schrieb ihr die nachstehenden rührenden Abschiedszeilen:

Wien, 16. Februar 1790.

Meine Frau Schwester!

„In dem Augenblicke, als ich, erdrückt durch meine Krankheit, auf dem Punkte stehe, von einem Moment auf den anderen meinen Tod zu erwarten, erhalte ich den Brief Ew. Kaiserlichen Majestät. Der Eindruck, den er auf mich macht, ist unaussprechlich. Er giebt mir die Kraft, Ihnen noch, mit schwacher Hand, diese Zeilen zu schreiben. Niemals wurde ein ähnlicher Brief geschrieben; man muß eben Sie, geehrte Frau Schwester, sein, um Alles das zu fühlen, zu wollen und zu können, was Sie sagen. Ihre Worte sind geheiligt. Welchen Trost in meinem grausamen Zustande und welchen mächtigeren Schutz könnte ich meinem Bruder hinterlassen, für dessen Denkungsart ich gutstehe, und den ich hier von einem Augenblicke zum anderen erwarte! Wollen Sie noch mit Güte die letzte Bitte des loyalsten Ihrer Freunde und des gerechtesten Ihrer Bewunderer entgegennehmen, die ist, gegen meinen Bruder und meine Monarchie dieselbe Lebhaftigkeit der Gefühle und der Unterstützung zu erproben, deren Sie mich versicherten. Ich habe nur Ihretwegen gewollt, meine Monarchie hat die ganze Last getragen und läuft die ganze Gefahr. Ich werde also nie mehr die Schrift Ew. Kaiserlichen Majestät sehen, die mein ganzes Glück ausmachte und ich fühle die ganze Bitterkeit dessen, daß ich Sie zum letzten Male versichern kann meiner zärtlichen Freundschaft und tiefen Ergebenheit."

Nach dem Tode seiner Mutter hatte Katharina ihn in einem tief empfundenen Schreiben ihr Beileid ausgedrückt und der Kaiser hatte ihr eine von Maria Theresia gefertigte Stickerei zum Andenken an diese gesandt.

Auch die Briefe der Zarin an ihn waren in sehr freundschaftlichem Tone gehalten. Fürst Kaunitz freute sich über diese Beziehungen seines Monarchen, er erklärte ihm sogar einmal, daß er, wenn er 25 Jahre jünger wäre, sich die Gnade ausbitten würde, den Kaiser auf seiner Fahrt nach Rußland zur „nordischen Semiramis“ begleiten zu dürfen, „um das Vergnügen haben zu können, Zeuge sein zu dürfen jener Weisheit und Liebenswürdigkeit, wovon dauernde Proben zu geben der Aufenthalt bei der Kaiserin Ihnen Gelegenheit verschaffen wird.“

Daß die Zarin mehr aus politischer Berechnung Freundschaftsgefühle heuchelte, soll freilich nicht verschwiegen werden. Wenn sie jedoch Joseph den „vollkommensten Menschen seiner Zeit“ nannte, wird man an dieser Bezeichnung wenig auszusetzen haben!

Gegen seine Schwägerinnen war Joseph die Zärtlichkeit selbst und unterließ es nicht, ihnen zu ihren Familien- und Wiegenfesten eigenhändige, liebenswürdige Glückwunschschreiben zu senden. Als Beispiel eines solchen Gratulationsbriefes mag nur der eine, an seine Schwägerin Marie Beatrix von Este, Prinzessin von Modena, Gemahlin des Erzherzogs Ferdinand, gerichtete hier ein Plätzchen finden. Er lautet:

„Madame!

Ihnen wünsche ich alle Glückseligkeiten dieses Lebens, und alle die Freuden, deren Sie nur fähig sein können. Der Himmel möchte Ihrem Herzen die Zufriedenheit und dasjenige Glück geben, das Sie Ihrer schönen Seele wegen verdienen.

Prinzessin! dies sind die Wünsche, die ich Ihnen mit dem aufrichtigsten Herzen und mit Empfindungen von Freundschaft, von deren Wahrheit ich überzeugt bin, an einem Tage mache, der Sie zur Gemahlin meines Bruders bestimmte, und den ich immer unter die festlichen Tage meines Hauses rechnen werde.

Ich empfehle mich in die Fortdauer Ihrer gütigen

Freundschaft und bin mit den entschiedensten Gesinnungen von Verehrung und Hochachtung

Eurer Hoheit

Wien, ergebenster Bruder und Freund

im October 1771. Joseph."

War auch Joseph im brieflichen und persönlichen Verkehr mit Damen stets höflich und zuvorkommend, so konnte er doch recht sarkastisch werden, wenn sich zarte Frauenhände in Regierungsgeschäfte mengten, oder wenn er bemerkte, daß durch Frauen-Gunst gewisse Vorteile von ihm erlangt werden sollten. Dies mußte u. a. auch die Gemahlin des Landgrafen Egon von Fürstenberg, eine geborene Gräfin Stahrenberg, erfahren, die beim Kaiser um Zurücknahme der Versetzung ihres Mannes als Gouverneur von Böhmen bat. Er schreibt ihr ironisch, indem er ihr Anliegen zurückweist: „Ihrem Gemahl machen Sie die Versicherung meiner Gewogenheit und zugleich die Erinnerung, daß ich künftig in Staatssachen seine — direkte Zuschrift verlange. Ich habe nicht die Gewohnheit, über die Angelegenheiten meines Reiches mit — Damen zu korrespondiren."

Eine Frau kam einst zur Audienz beim Kaiser und brachte ihre Beschwerden betreffs der in ihrem Prozeß nicht gesetzmäßig, wie sie vorgab, gepflogenen Gerechtigkeit sehr redselig vor. Der Prozeß betraf die Schulden, welche die über sehr ansehnliche Einkünfte verfügende Frau mit denselben verhältnismäßig mutwillig machte, wovon der Monarch schon benachrichtigt war. Er fragte sie leutselig, wer sie sei. Sie antwortete brüsk: „Ich bin eine Hofrätin!" — Der Fürst fragte sie hierauf mit einem Anschein des Mitleids: „Warum wenden Sie sich nicht an Ihren Monarchen?" — Dadurch keineswegs betroffen, erwiderte sie ebenso stolz wie vorher: „Das thue ich eben jetzt, da ich mich an Eure Majestät wende!" — „Nein, meine Liebe", erwiderte der Kaiser, „das kann nicht so sein, wie Sie sprechen, denn an meinem Hofe giebt es keine — Räthinnen. Ich habe nur Räthe."

Nichts war dem Monarchen verhaßter wie Protektion, namentlich wenn sie von Damen ausging. Er wies diese dann entschieden in ihre Schranken zurück. In diesem

Sinn schrieb er an eine leider unbekannt gebliebene Frau folgenden, für seine Beziehungen zur Frauenwelt sehr bezeichnenden Brief (Dezember 1787): „Sie kennen meinen Charakter. Sie wissen, daß ich die Gesellschaft der Damen nur zur Erholung meiner Geschäfte liebe und daß ich dem schönen Geschlecht niemalen meine Grundsätze aufgeopfert habe, ihre Empfehlungen nur selten und dermalen nur höre, wenn ein würdiger Mann der Gegenstand derselben ist, der mir ohnedies nicht lange unbekannt bleibt. Zwei von Ihren Söhnen sind bereits etablirt; der ältere, der noch nicht zwanzig Jahre alt, ist Rittmeister bei meinem Heere, und der jüngere erhielt durch den Kurfürsten, meinen Bruder, ein Kanonikat in Köln. Was wollen Sie etwa noch? Soll der erste nicht schon ein General sein und der zweite ein Bistum haben? In Frankreich war dieses freilich einmal Mode; selbst die königlichen Prinzen kommandirten im achzehnten Jahr schon die Armeen in Spanien. Sie wurden aber auch vom General Stahrenberg so oft zur Retirade genöthiget, daß diese Herren, so lange sie lebten, kein anderes Manöver mehr fassen konnten. Man muß aufrichtig am Hofe, streng im Felde, ein Stoiker ohne Härte und großmüthig ohne Schwäche sein und sich durch gerechte Handlungen die Achtung seiner Feinde erwerben; und das sind meine Gesinnungen, Madame!"

Noch derber fertigte er um jene Zeit eine Edeldame ab, welche sich an den Kaiser mit dem Anliegen wandte, ihrem Sohne eine Stellung zu verschaffen, weil er ein — Edelmann war. Da Joseph nichts so sehr haßte als Standesvorrechte und nur das wahre, durch eigene Thätigkeit, nicht durch die Geburt erworbene Verdienst gelten lassen wollte, schrieb er der Bittstellerin den nachstehenden unzweideutigen Brief — ein Musterstück des köstlichsten Humors zugleich:

„Madame!

Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein, daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt ist. Haben Sie in Ihrem Gesuch wichtigere Beweggründe, als die, wovon ich gegen Sie erwähnte? Sagen Sie nicht

— Ihr verstorbener Gemahl wäre ein verdienter General und ein Cavalier von einem angesehenen Hause gewesen? Und Sie versprechen sich von meiner Gnade für Ihre Familie eine Compagnie unter meinen Fußvölkern für Ihren zweiten Sohn, der soeben von seinen Reisen gekommen?

Madame! Man kann der Sohn eines Generals sein, ohne die geringste Anlage zum Officier zu haben. Ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei!!

Ich kenne Ihren Sohn und kenne, was zum Soldaten gehört. In dem Gesichtspunkt von der Kenntniß dieser beiden Gegenstände finde ich, daß Ihr Sohn keinen Charakter zum Kriegsmann hat, und daß er zu sehr mit seiner Geburt beschäftigt ist, um sich solche Dienste von ihm zu versprechen, mit denen sein Vaterland einstens Staat machen könnte.

Weswegen ich Sie bedauere, Madame! das ist, daß Ihr Sohn weder zum Officier, noch zum Staatsmann, noch zum Priester taugt. Kurz, daß er nichts als ein Edelmann und das von ganzer Seele ist.

Danken Sie es Ihrem günstigen Schicksal, das, indem es Ihrem Sohne alle Talente versagt, ihn zugleich in den Besitz ansehnlicher Güter versetzt habe, die ihn dafür hinlänglich entschädigen und die ihm zugleich meine ganze Gnade entbehrlich machen.

Ich hoffe, daß Sie unparteiisch genug sind, die Ursachen einzusehen, die mich zu einer Entschließung genöthigt haben, die Ihnen vielleicht unangenehm sein wird, die ich aber für nothwendig angesehen habe. Adjeu! Madame!

Ihr wohlaffectionirter Joseph."

Oft genügte schon eine trockene Bemerkung, um unberufene Damen, welche ihn belästigten, von sich abzuwehren. So kam einst die Frau eines Hofbeamten in höchster Erregung zur Audienz. „Um Gottes willen," schrie sie, „schaffen Eure Majestät den gottlosen Menschen,

meinen Gatten, mir vom Halse, denn der Erzknicker will nichts ausgeben, und da ich dies nicht leiden will und ihm widerspreche, so erkühnt sich der Flegel, mich sogar zu prügeln.“ — Der Monarch antwortete ihr ganz gelassen: „Mein Kind, was ihr Eheleute mit einander habt, das geht mich nichts an.“ — „So, so,“ tobte sie fort, „Eure Majestät müssen aber wissen, daß der schlechte Mensch auch selbst über Eurer Majestät geheiligte Person auf die schändlichste Art sich äußert.“ — Joseph II. fiel ihr ebenso gelassen wie vorher in die Rede: „Mein Kind, was ich und mein Diener mit einander haben, das geht Sie nichts an.“

Einer schlechten steirischen Reimschmiedin, Namens Kemeter, die ihn mit ihren Gedichten behelligte, sandte er dieselben mit der Randbemerkung zurück: „Meine liebe Kemeter, mach' Sie lieber Hemeter“ (Hemden).

Einer alten, häßlichen und sehr mageren Dame, deren Anzug seinem Verbote gegen die damals freie weibliche Kleidung durchaus nicht entsprach, sagte er: „Sie sind von meinem Verbote ausgenommen, dies ist die einzige Gnade, die ich Ihnen gewähren kann.“

„Eure Majestät werden mich doch nicht aus dem Orte verstoßen, in welchen Sie mich selbst einzuführen die Gnade hatten?“ jammerte bei Aufhebung des Königsklosters eine vormalige Hofdame, welche den Kaiser selbst, als er noch Erzherzog war, zum geistlichen Brautführer gehabt hatte. — „Wenn es nur an dem liegt,“ beschwichtigte der Kaiser, „so will ich Sie auch in meinem eigenen Wagen wieder herausführen.“

„Ja,“ entgegnete eine Bäuerin, welche in einer Bittschrift dringend um die Entlassung ihres Sohnes aus dem Militärverbande bat, auf sein: „Wir wollen sorgen! Wir wollen sorgen!“ — „Das nützt alles nichts, wenn nicht Vivat (fiat) darunter steht; das hat mir der Verwalter schon gesagt.“ Der Kaiser schrieb lächelnd darunter: vivat Haddik, ließ sie damit zum Hofkriegsraths-Präsidenten Haddik führen und der Sohn wurde frei.

Joseph wurde einst gebeten, zwischen zwei Höfen eine Ehe zu stiften. Die Sache war einiger Umstände wegen

sehr bedenklich, aber die Bitte abzuschlagen noch bedenklicher. Die Zeit kam heran; mittlerweile wurde Joseph krank, so daß man von Seite des bittenden Hofes an denselben wegen einer sehr wichtigen Sache, die — wie man es ihm ziemlich deutlich zu verstehen gab — noch vor seinem Tode entschieden werden sollte, einen Kurier abschickte. Joseph erwiederte endlich: „Ich hoffe bald zu meinen Vätern abzureisen, und da alle Ehen im Himmel geschlossen zu werden pflegen, hoffe ich auch etwas Entscheidendes in betreff der bewußten Sache berichten zu können.“ —

Einige einfältige Leute wollten behaupten, die verstorbene Kaiserin, Prinzessin Isabella von Parma, sei in einem fremden Lande öfters gesehen worden. Einst ging nun der Kaiser auf einem seiner Lustschlösser über eine Treppe ganz allein und still hinab und hörte im unteren Gange zwei Wachen mit einander sehr laut und hitzig Worte wechseln. Der eine Mann behauptete, er habe die Frau des Monarchen unlängst in ihrem Heimatlande mit eigenen Augen gesehen. Der andere widersprach mit gutem Grunde. Joseph kam zu ihnen und fragte sie, worüber sie sich denn so ereiferten? Sie wiederholten beide ohne Scheu ihre Behauptungen. Der Monarch gab dem ersteren drei Dukaten und sagte: „Trink Er meiner Frau ihre Gesundheit!“ Dann gab er auch dem anderen drei Dukaten und sagte: „Und Er bete für die Seele meiner Frau!“

Eine Dame aus der höchsten Adelsgesellschaft hatte sowohl wegen ihres hohen Alters, als auch wegen ihrer ausgebreiteten Kenntnisse und ausgezeichneter Beurteilungskraft den Vorzug vor allen anderen Damen, und man kann auch sagen vor vielen anderen Männern bei dem Kaiser. Er brachte mehrere Jahre hindurch oft seine Mußestunden bei ihr zu. Einst saß er im Kreise ihrer zahlreichen Anverwandten beiderlei Geschlechts bei ihr und sagte, vermutlich um der Familie eine Freude zu bereiten, ihr sehr viel schönes ins Gesicht. Die alte Dame, sonst sehr klug und bescheiden in ihren Redensarten, meinte jetzt: „So sehr mich immer der Himmel beglückt hatte, so wünschte ich doch von ihm diesmal noch eine

Gnade, meine Jugend, zurück." — Der Kaiser erwiderte hierauf betroffen: „und ich wünschte mir von Gott, daß ich schon ein hohes Alter erreicht hätte!" — „O warum dies?" fiel ihm die Dame in die Rede. — „Ich glaube," sagte der Kaiser, „daß, wenn ich alt wäre, jene Ehrfurcht, welche ich alten Leuten bezeige, auch andere gegen mich nicht außer Acht lassen würden."

Eine fremde Dame ließ durch einen Hofmann einst bei dem Kaiser um eine Audienz bitten.

Der Hofmann fing unbefragt an, dem Monarchen die ausnehmende Schönheit der Dame anzupreisen und vergaß sich dabei dermaßen, daß er behauptete, dieselbe würde an einem anderen Hofe sicherlich das Glück einer sogenannten erklärten Maitresse genießen. Der Kaiser fiel ihm mit einem majestätischen Blick in die Rede und fragte:

„Wie? sprechen Sie nicht französisch?"

„Ja, Eure Majestät, ich spreche gut französisch."

„Das scheint mir nicht, denn sonst müßten Sie ja die echte Bedeutung des Wortes Maitresse wohl verstehen und als Diplomat wissen müssen, daß eine Gebieterin sich mit der Souverainetät nicht vertragen kann." Hierauf ging der Kaiser zur Thür und befahl — der Dame zu sagen, sie solle sich mit ihrer Angelegenheit an den Diplomaten wenden, der soeben bei ihm war, den er deswegen sofort nach Hause schicken würde. — —

Über die Schattenseiten des weiblichen Charakters hat sich Joseph wiederholt ausgesprochen; u. a. in Briefen an seinen Bruder Leopold. So schreibt er diesem einmal, als die Damen Wiens die dort erschienene türkische Gesandtschaft besonders auszeichneten: „Die Koketterie der Frauen, das Verlangen, reizend gefunden zu werden, ist unglaublich; man würde Bände zu erzählen haben von den Thorheiten, welche begangen und geredet wurden. Das ist sehr lehrreich für Jemand, welcher Interesse hat, sein Volk kennen zu lernen."

Er meinte einmal, daß man die Frauen amüsiren müsse, wenn man ihnen gefallen wolle.

Gegen das Tragen der Mieder erließ er ein Verbot, weil der Gebrauch derselben auf die Gesundheit und besonders den Wuchs des weiblichen Geschlechts schädlich

einwirke, zumal „ganze Nationen ohne selbes leben, ja nur um so gesünder und stärker dabei sind.“

Wie sehr der Umgang mit feingebildeten und geistvollen Frauen dem Kaiser ein Bedürfnis war, beweist u. a. auch der Umstand, daß er, allen Vergnügungen abhold und nur das Theater besuchend, mit großer Vorliebe einen Damenkreis aufsuchte, welcher unter der Bezeichnung: „Fünf Damen des Kaisers“ bekannt ist. Diese Frauen, welchen das Glück zu teil wurde, den Monarchen zu erheitern und ihm die reinsten geistigen Genüsse zu bereiten, waren die Fürstin Eleonore Lichtenstein, geb. Fürstin Öttingen-Spielberg, die Gattin des Kommandanten von Wien und Niederösterreich, Feldmarschalls Fürst Karl Lichtenstein; deren Schwägerin: Fürstin Marie Leopoldine Lichtenstein, geb. Gräfin Sternberg, die Wittwe des Fürsten Franz Lichtenstein; die Gräfin Leopoldine Kaunitz, Gemahlin des Grafen Ernst Kaunitz und Schwiegertochter des Staatskanzlers; die Fürstin Maria Josepha Clary, geborene Prinzessin Hohenzollern und endlich die Fürstin Maria Sidonie Kinsky. An dieser Tafelrunde der Schönheit und des Geistes nahmen nur einige Vertraute des Kaisers teil — u. a. der Feldmarschall Graf Lascy, Fürst Karl Lichtenstein, Graf Ernst Kaunitz und der Oberkammerherr Graf Rosenberg. Man durfte dort nicht über Politik sprechen und etwaige Versuche, das Gespräch auf dieses Gebiet zu lenken, wurden von Joseph ebenso entschieden wie launig zurückgewiesen, wohl aber wurde sonst über die verschiedenartigsten Gegenstände ungezwungen geplaudert. Karten zu spielen wäre gegen alle Hofsitte gewesen, weil der Kaiser das Kartenspiel nicht liebte, und so mußte ausschließlich eine geistvolle und kenntnisreiche Unterhaltung die Kosten des Abends tragen.

Noch auf seinem Totenbette gedachte der Kaiser des Damenkreises; er richtete an denselben einen Brief mit der Aufschrift: „Au cinq dames réunis de la société, qui m'y toleraient!“ (An die Gesellschaft der fünf Damen, welche mich in der ihren duldeten.) Das für die edle Denkungsart des Kaisers so bezeichnende Schreiben lautet wörtlich:

„Mein Ende naht heran; es ist Zeit, Ihnen noch durch diese Zeilen meine ganze Erkenntlichkeit für jene Güte, Höflichkeit, Freundschaft und liebenswürdige Freiheit zu bezeigen, die Sie mir während so vieler Jahre, welche wir in Gesellschaft mit einander verbracht haben, zu erweisen und angedeihen zu lassen die Gelegenheit hatten. Ich bereue keinen Tag, keiner war mir zu viel und die Entbehrung dieses Vergnügens, mit Ihnen umzugehen, ist das einzige verdienstliche Opfer, welches ich darbringe, wenn ich diese Welt verlasse. Haben Sie die Güte, sich meiner in Ihrem Gebete zu erinnern. Ich kann die Gnade und unendliche Barmherzigkeit in Ansehung meiner nicht mit genug Dank anerkennen; dies Alles ist in demselben vereinigt, so daß ich voll Resignation meine letzte Stunde erwarte. Leben Sie wohl! Sie werden meine unleserliche Schrift nicht mehr lesen können. Sie beweiset meinen Zustand. Joseph.“ —

Nachdem wir das Verhalten Josephs zu seinen Lehrern, Freunden, Eltern, Geschwistern, Gattinnen und den Frauen überhaupt betrachtet haben, bleibt uns nun übrig, Joseph als geistigen Befreier, als Apostel edler Menschlichkeit und Verfechter der religiösen Duldsamkeit näher ins Auge zu fassen, sowie die anderen großen und glänzenden Eigenschaften, welche ihn als Menschen auszeichneten, des Näheren zu beleuchten.



Joseph — die Censur, der Buchhandel und die Presse.

Kaiser Joseph gehört zu jenen österreichischen Herrschern, deren Stern von Jahr zu Jahr heller glänzt. Er hat zwar nicht den Ruhm eines gewaltigen Eroberers und Kriegsfürsten — wie sein Zeitgenosse und glücklicher Wettbewerber Friedrich II. —, wohl aber denjenigen eines großen Siegers im Reiche der Menschen- und Nächstenliebe, der Duldung, Versöhnung und geistigen Befreiung. Die Standbilder, welche man in den letzten Jahren diesem edlen Kaiser in so vielen Städten Österreichs errichtet hat, haben eine symbolische Bedeutung: sie sollen noch kommenden Geschlechtern verkünden, daß das Andenken des Humanitätsfürsten des 18. Jahrhunderts von der Gegenwart hochgehalten wird, und daß sie als Denkmäler aus Erz und Marmor nur ein beredtes Zeugniß ablegen sollen von der Verehrung des modernen Titus, welcher auch von sich sagen konnte: „diem perdidi", „ich habe einen Tag verloren", wenn er nicht gutes gethan und ein Werk der Befreiung aus der Nacht der Sklaverei, des Elends und der Vorurteile nicht vollbracht hat!

Gewiß hat auch er vielfach geirrt — welcher Sterbliche hätte das nicht! —, gewiß hat auch er manche verhängnisvolle politische Fehler begangen, aber seine Gesinnungen waren die lautersten, seine Bestrebungen

die edelsten, seine Pläne und Ziele die höchsten. Ein Apostel der Menschlichkeit auf dem Throne, war seine herrliche Seele von dem Gedanken erfüllt und begeistert, seine Völker glücklich zu machen, die schreiendsten Unbilden zu beseitigen, grausame Einrichtungen und Gesetze, welche sich durch die Jahrhunderte wie eine ewige Krankheit fortschleppten, abzuschaffen und die Menschenrechte im guten und edlen Sinne zu verwirklichen. Auf dem mächtigsten Throne der Christenheit übte er alle Tugenden eines erhabenen Menschen, ging sein Bestreben darauf hin, der Freiheit und Aufklärung eine Gasse zu bahnen. „Alles für das Volk!“ war sein Lebens- und Regierungs-Grundsatz, dem er vom Tage seines Regierungsantritts bis zu dem Augenblicke, wo sein Auge brach, treu geblieben ist. Und wenn es ihm leider! auch nicht immer gelang, die Ideale seines Lebens zu verwirklichen, so muß man doch sagen, daß der Same des Guten, Wahren und Schönen, welchen er ausstreute, auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen ist, sondern vielfach die herrlichsten Früchte gezeitigt hat, und daß von ihm ein Meer von Licht ausgegangen ist, das auch noch für die Gegenwart leuchtet.

Beginnen wir hier mit der Schilderung der hervorragendsten Humanitätsakte Josephs, so müssen wir in erster Linie der Milderung der Censur, dieser geistigen Sklaverei, ein Wort widmen.

Es wäre ein Irrthum, wollte man glauben, daß Kaiser Joseph eine vollkommene Preßfreiheit gestattet habe. Eine solche durchgreifende Maßregel ist ja sogar heutzutage noch ein frommer Wunsch selbst in den konstitutionellsten Ländern. Wohl aber waren die Censurgesetze, welche er erließ, vom Geiste des Rechts durchweht, und auch deren Ausübung geschah durchaus in josehpinischem Sinne. In dem Censurgesetz vom 11. Juni 1781 z. B. kommt folgende Stelle vor: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt und sich also dadurch für die Wahrheit der Sache als Bürgen darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahr-

heitsliebenden eine Freude sein muß, wenn ihm solche auch auf diesem Wege zukommt!“

Welch’ duldsame und kühne Sprache zu einer Zeit, als z. B. in Württemberg ein Christian Daniel Schubart wegen einer einzigen anzüglichen Bemerkung gegen Franziska von Hohenheim, die morganatische Gemahlin des Herzogs Karl Eugen, im Kerker schmachten mußte! — als noch in Deutschland unliebsame Schriften durch den Henker auf öffentlichem Markte verbrannt wurden!

Was nun die Censurvorschriften Kaiser Josephs im einzelnen betrifft, so seien aus denselben die nachstehenden Bestimmungen hervorgehoben, welche von dem erleuchteten Geiste des freiheitsfreundlichen und freisinnigen Fürsten ein rühmliches Zeugnis ablegen:

1. Es kann nicht mehr als eine Büchercensur in den deutschen und ungarischen Erblanden sein.

2. Die Frage, ob man mehr irre gehe, wenn sich Bücher einschleichen, die zu verbieten wären, als wenn man mit äußerster Strenge Mal gute zurückweiset, unangenehme Zwangsmittel anwendet, ja, einen wesentlichen Handelszweig sich selbst sperrt? wird dahin entschieden, daß man gegen Alles, was ungereimte Zoten enthält und woraus die Gelehrsamkeit keinen Nutzen ziehen kann, strenge, gegen alles Übrige aber, wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich befinden, umsomehr nachsichtig sein soll, als erstere Klasse ohnedies nur von dem großen Haufen und schwachen Seelen gelesen wird, letztere aber nur schon bereiteten Gemüthern und keimenden Köpfen unter die Hände kömmt . . .

3. Sind die Kritiken (in den Büchern) schlecht, so werden sie von selbst fallen, sind sie gut, so werden wir Alle daraus lernen.

4. Ganze Werke, periodische Schriften sind wegen einzelner Stellen nicht zu verbieten, wenn nur das Werk sonst von Nutzbarkeit ist. Wenn jedoch eine solche periodische Schrift, auch als einfache Brochure betrachtet, wirklich unter die verbotene Klasse zu setzen wäre, so ist sie blos den Abonnenten zu verabfolgen.

5. Das juristische, medicinische, wie das militairische Fach ist gar nicht zur Censur geeignet, und sind die da-

raus vorkommenden Bücher wie nicht minder alle, blos Wissenschaft und freie Künste zum Gegenstande habende und mit Religion und Sitten nicht in Verbindung stehende, Werke ununtersucht zu passiren — ausgenommen . . . die Broschüren der Marktschreier, Quacksalber und Alchymisten.

6. Der Gebrauch, jedem Reisenden, sowie jedem nur von seinem Gute nach den Städten kommenden Inländer alle Truhen und Bettsäcke zu durchsuchen und entweder ein verbotenes Buch zum Verbrechen oder ein noch unbekanntes zum Censuriren zu finden und jedem also sein Eigenthum, bis es gelesen und darüber resolvieret worden, Wochen und Monate vorzuenthalten, oder auch ihn zu nöthigen, daß er solches zurückschicke, scheint weder räthlich noch billig. —

Das sind die wesentlichsten Punkte der josephinischen Censurbestimmungen.

Gleich Friedrich dem Großen wollte auch Kaiser Joseph alle Anzapfungen fremder Fürstlichkeiten und Höfe in den Werken vermieden haben.

Als eine große Wohlthat wurde es seitens des Buchhandels und der periodischen Presse begrüßt, daß die vielen Censoren in den Provinzen, welche wie kleine Paschas hausten, abgeschafft und an deren Stelle in Wien von „benannten Subjecten" zusammengesetzte Kommissionen traten; diese Central-Censuranstalten hatten selten Gelegenheit einzuschreiten, da der Hauch der Duldung, welcher die politischen und litterarischen Ansichten des Monarchen durchwehte, auch auf dieselben nicht ohne Rückwirkung blieb.

Die Censurvorschriften des Kaisers hatten keinen anderen Zweck als gewissermaßen eine Geistespolizei herzustellen, welche, nach humanen Grundsätzen geregelt, die Aufklärung nicht hindern, sondern nur dem Mißbrauch steuern sollte.

Dem Buchhandel gewährte der Kaiser nach Kräften Erleichterungen. Als die Behörden den Antrag stellten, daß sich die Buchhändler über gelehrte Kenntnisse ausweisen müßten, erließ er zum Schutze des Buchhandels

unter dem 5. August 1788*) folgende drastische Resolution, welche ihre Wirkung nicht verfehlte: „Ich kann nicht begreifen, wie man immer an dem Einfachen vorbeischießt und in das Vielfache und Zwangvolle geräth, wenn es nicht der persönliche Wunsch der Geschäftsleiter ist, viele Sachen zu thun zu haben und dadurch ihre Autorität geltend zu machen und ihre Protectionen austeilen zu können. — Die Buchdruckerei muß frei sein und ebenso der Buchhandel im Laden und im Hausiren. Alle angekauften Gewerbe desselben hören also auf und ist keine Zahl zu bestimmen. Wer sich Lettern, Farbe, Papier und Presse anschafft, kann drucken wie strumpfstricken, und wer gedruckte Bücher sich macht oder anschafft, kann selbe verkaufen; jedoch haben alle den öffentlichen Polizei- und Censurgesetzen genauestens zu unterliegen. Die Atteste und Prüfungen der Gelehrsamkeit, welche der Regierungsreferent von demjenigen, der eine Buchhandlung führen will, fordert, sind ganz absurd. Um aus der Lesung der Bücher einen wahren Nutzen zu ziehen, da braucht es viel Kopf, und würden wenige die Prüfung aushalten, ob ihnen das Lesen wahrhaft nutzbar sei. Um aber Bücher zu verkaufen, braucht es keine mehrere Kenntniß, als um Waaren zu verkaufen; nämlich: ein Jeder muß sich die Galtuug von Büchern und Waren zeitlich anschaffen und das Verlangen des Publikums durch Preise reizen und benutzen."

Feige Anonymität in der Presse und im Buchhandel war dem Kaiser allerdings zuwider, weshalb er verordnete, daß allen anonymen Schriften der Druck versagt werden solle; doch war eine Ausnahme gestattet und zwar: „Bei ganz besonderen Umständen, wo es um wahrhaft nützliche Schriften zu thun ist und der Verfasser seinen Namen nicht bekannt zu machen gleichwohl erhebliche Ursache hätte, kann nach dem Ermessen der Censurkommission gestattet werden, dergleichen Schriften unter einem fremden benannten Druckort auch anonymisch herauszugeben."

Gegen unsittliche Schriften sollte unerbittlich

*) Vergl. H. Meynert: „Joseph II."

vorgegangen werden, desto vorsichtiger müßten, wie schon erwähnt, Bücher behandelt werden, „wo Gelehrsamkeit, Kenntnisse und ordentliche Sätze sich befinden“, zumal dieselben schon vorbereiteten Gemütern und kenntnisreichen Köpfen unter die Hände kämen.

Die Rechte inländischer Autoren waren gegen Nachdruck geschützt. So heißt es in einem Reskript des Kaisers: „Dem Trattner“ (einem Wiener Drucker und Verleger) „kann in diesem speciellen Falle der Nachdruck der Schmid'schen Schriften nur gestattet werden, wenn er die Einwilligung des Autors dazu erhalten und diese beigebracht haben wird.“ Zu jener Zeit blühte der Nachdruck überall flott. Joseph II. zeigte nicht üble Lust, denselben zu verbieten, aber er wollte in diesem Falle nicht allein vorgehen. Er schreibt im Mai 1784 u. a.: „Sobald als alle unter ihrer Botmäßigkeit Buchdrucker habenden unabhängigen Fürsten und Staaten gemeinschaftlich diese besonders für die vor Hunger darbenden Literaten zwar billige hier vorgeschlagene Einschränkung eingehen werden, so werde ich gewiß nicht der letzte sein, bis dahin aber will auch ich nicht vielleicht der einzige sein, welcher, um von ihnen besungen zu werden, den geprellten Verbieter eines für meine Einwohner und Buchdrucker vortheilhaften Handels darstellte. Es verbleibt also bei dem Nachdruck ausländischer Werke, bis diese glücklichen Zeiten eines allgemeinen Verständnisses einmal erscheinen.“

Bei aller Nachsicht gegen den Buchhandel und die Zeitungsschreiber konnte der Kaiser doch sehr ungehalten werden, wenn barer Unsinn gedruckt wurde. In dem Falle verstand er keinen Spaß und nahm er dann gegen die „Schmierer“ und „Schmierefabrikanten“, wie er sie nannte, keine Rücksichten. Ein unberufener Odenschreiber ärgerte ihn 1782 so sehr, daß er ihm sogar das — Dichten verbot, indem er folgenden kurzen Bescheid erließ: „Die Ode des N. N. ist zu verbieten und dem Verfasser zu untersagen, bis auf weitere Erlaubniß etwas drucken zu lassen.“

Es verdroß ihn, daß ungeachtet der aufkeimenden Nationallitteratur und des Fortschritts im allgemeinen so

viel „unsinniges Zeug“ gedruckt wurde, und gegen solche „Sudler“ erließ er gar manches gepfefferte Reskript.

Welchen Einfluß Joseph übrigens der freien und unabhängigen Presse auf seine eigenen Thaten und Entschlüsse einräumte, beweist schon der Umstand, daß er Schlözers „Staatsanzeigen“, welche einst überaus tonangebend waren und für die sogar regierende Fürsten schrieben, regelmäßig las und jedes — gerechtfertigte — Mahnwort in diesem Journal sofort berücksichtigte.



Aufhebung der Leibeigenschaft, Abschaffung der Folter und Verbesserung der Rechtspflege.

Daß der kühne Neuerer, welcher bei seinen Reformideen planvoll vorging, mit der geistigen Freiheit sich nicht begnügte, sondern auch der physischen zum Siege zu verhelfen suchte, daß er der Sklaverei und entsetzlichen Menschenquälerei ein Ende bereitete, war natürlich und das Ergebnis seines idealen Denkens und Wirkens.

Beim Antritt seiner Regierung bestand in Böhmen und Ungarn noch immer die Leibeigenschaft, obschon sie bereits unter Maria Theresia vielfach gemildert wurde. Das durfte und konnte der gekrönte Menschenfreund nicht dulden. Der Bauer sollte ebenso frei sein wie der Städter und Edelmann! In einem Manifest vom 1. Nov. 1781 kündigte er dies den Ständen in Böhmen mit den Worten an: „Da Wir in Erwägung gezogen, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Einführung einer gemäßigten, nach dem Beispiel Unserer österreichischen Erblande eingerichteten Unterthänigkeit auf die Verbesserung der Landescultur und Industrie den nützlichsten Einfluß habe, auch daß Vernunft und Menschenliebe für diese Änderung das Wort sprechen: so haben Wir Uns veranlaßt gefunden, von nun an die Leibeigenschaft gänzlich aufzuheben und statt derselben eine gemäßigte Unterthänigkeit einzuführen.“ Der Bauer erhielt nun wirkliches Eigentum, er konnte sich Grundstücke nach Belieben kaufen, durfte heiraten, seinen Wohnort wechseln ꝛc. Bei der

großen Vorliebe Josephs für den Ackerbau mußte ja der Kaiser den Bauer zu einem freien Menschen machen! Nur ein solcher ging mit Lust und Liebe daran, die brachliegenden Länder urbar zu machen und die Kultur zu pflegen. Die Not des Landmanns in Böhmen, Ungarn und Galizien war eine außerordentliche und es war die höchste Zeit, daß ein Retter in der Not erschien!

Überall verfuhr Joseph nach dem von ihm ausgesprochenen Grundsatze: „Was der Allgemeinheit eines Staates oder der Mehrzahl der Menschen wohlthut, nur das ist wahrhaft gut; um so vielmal die Zahl der Landleute jene aller übrigen Stände übertrifft, um so vielmal mehr muß der gerechte Fürst jene Hilflosen, durch Unwissenheit armen, durch Armuth furchtsamen, durch Furchtsamkeit gemißhandelten Geschöpfe gesetzlich schirmen und decken!“

Bei einem anderen Anlaß hat er die Leibeigenschaft mit folgenden Worten verdammt: „Leibeigenschaft und Fleiß oder Reichthum ist ein Widerspruch in sich selbst und durch die tägliche Erfahrung bestätigt, welche zeigt, daß der Fleiß und die Wohlfahrt der Nationen, wenn alles übrige gleich ist, sich nach dem Maßstab ihrer persönlichen Freiheit verhalten; da inzwischen die Leibeigenschaft, die Schande unseres Zeitalters, diese häßliche Unterdrückerin aller bürgerlichen Tugenden, allein genug ist, Reiche zu zerstören und den Namen des Landesfürsten, der sie duldet, auf ewig zu beflecken. Ja, es ist eine ewige Wahrheit: so lange der Pflüger, als der nothwendigste und nützlichste Bürger, mit fünfzig Streichen gezüchtigt werden kann und in tausenderlei Fällen von dem Eigensinn, der Habsucht, der Leidenschaft und der Härte eines Herrn oder seiner Beamten abhängt, so lange ist der Flor des Staates ein Schattenbild, dem man vergeblich nachjagt . . . Frohnen heißt: einem Andern, ohne sichtbaren Lohn, mit Widerwillen und schlecht arbeiten; die dabei zugebrachte Zeit ist daher für den Fröhner ganz verloren, für den Grundherrn aber nur halb gewonnen.“

In Ungarn wurde die Leibeigenschaft durch Patent vom 11. Aug. 1785 aufgehoben; in Galizien suchte er

der Bevölkerung durch Erleichterung der Eheschließung aufzuhelfen.

So wurde der Leibeigene zum freien Mann, aus einem verachteten und rechtlosen Geschöpf ein Mensch, gleichberechtigt mit dem Edelmann!

Unvergessen soll es Joseph bleiben, daß er in so herrlicher Weise die Würde des freien Menschentums, das Recht der Selbstbestimmung und des festen Besitzes wahrte, obschon die interessierten Feudalherren jener Zeit diese reformatorischen Humanitätsakte Josephs ebenso wie alle seine Maßregeln im Interesse des Rechts und der Billigkeit aufs eifrigste befehdeten!

Seine Feinde nannten ihn spöttisch den „Bauern-Gott“, aber solche Schmähungen ließen ihn kühl und beirrten ihn keinen Augenblick auf seinem ruhmreichen Pfade — als Vater des Landbaues und des Manufakturfleißes wird sein Name noch von kommenden Geschlechtern gesegnet werden!

Der Adel, dem man die Leibeigenen genommen, der unter den Reformen Josephs am meisten zu leiden hatte, grollte begreiflicherweise dem Kaiser, der sich jedoch deshalb nicht einschüchtern ließ und durch die That bewies, daß ihm der Bürger ebenso lieb und wert war, wie der Edelmann. Als am 1. Mai 1783 die neue Gerichtsordnung ins Leben trat und die Todesstrafe abgeschafft wurde, an deren Stelle Schandpfahl, Schiffsziehen und Gassenkehren die Hauptstrafen für Verbrechen bildeten, fielen mehrere verbrecherische Edelleute, welche bisher viel milder bestraft wurden, diesen entehrenden Strafen anheim. Auf eine Vorstellung, mit Rücksicht auf seine aristokratische Abstammung einen Verbrecher milder zu behandeln, erwiderte der Monarch: „Laster ist einmal Laster! Wie soll sich ein solcher seiner Strafe schämen, der sich nicht schämte, das Laster zu begehen? Will ein Lasterhafter unter Lasterhaften einen Vorzug haben, ei, so strafe man ihn um so härter, weil er der Lasterhafteste, der Abscheulichste ist. Nur der Tugend wartet Belohnung. Würde man Lasterhaften ihrer Person wegen Vorzüge einräumen, sie nicht ganz die Strafe ihres Lasters fühlen

lassen, was würde dann Gerechtigkeit sein? Und hieße das nicht — das Laster in der Person belohnen?"

Er meinte ein anderes Mal, daß, wenn ein Kavalier fähig sei, ein gemeines Verbrechen zu begehen, er — der Kaiser — ihn seines Adels und seines Titels entsetze und ihn als Unadeligen der Gerechtigkeit überlasse, welche ihn nicht schlimmer und nicht besser als einen unadeligen Schelm behandeln werde.

Die Vorrechte und Freiheiten des Adels sah er nicht darin, daß der Adel zu den öffentlichen Lasten nichts beitrage, sondern lediglich darin, sich selbst die für den Staat und das Allgemeine erforderlichen Bürden aufzulegen und durch ihre Verwilligung mit Erhöhung und Vermehrung der Auflagen vorzugehen.

Wenn Adelige, pochend auf ihre Abstammung, von dem Kaiser besondere Vergünstigungen beanspruchten, kamen sie sehr schlecht an. „Ich sehe die Verbindlichkeiten eines Monarchen gar nicht ein", schrieb er einmal, wie schon oben erwähnt, „daß er einem seiner Unterthanen darum eine Stelle verleihen solle, weil er ein Edelmann von Geburt sei ... Ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andere Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden sei?"

Schon die eine gewaltige That, daß er den Grundsatz durchführte: „Vor dem Gesetze ist jeder gleich," sichert ihm die Unsterblichkeit und die Verehrung aller gesitteten Menschen.

Daß am 1. Januar 1776 den fußfälligen Bitten des bekannten freiheitlichen Schriftstellers und Juristen Freiherrn von Sonnenfels es gelang, bei Maria Theresia die Abschaffung der Folter durchzusetzen, ist zum nicht geringen Teile gleichfalls ein Verdienst Josephs, denn er zu war es, welcher in erster Linie seine kaiserliche Mutter diesem Entschlusse veranlaßte. Der betreffende Erlaß lautete:

„Die peinliche Frage ist nach dem in neueren Staaten schon vorangegangenen Beispiele ohne einigen Vorbehalt allgemein aufzuheben, dessen sämmtliche Gerichtsbehörden in allen meinen deutschen Erbländern, mit Inbegriff des Banats und Galiziens, zu ihrer Nach-

achtung zu verständigen sind. Es folgt hieraus, daß künftig der Richter in Criminalfällen den Inquisitions- (strafrechtlichen Untersuchungs-) Prozeß dann zu schließen hat, wenn er nach der dermaligen Vorschrift die genüglichen Inzichten*) zur Tortur vorhanden zu sein erkennt und kein anderes Mittel zur Ueberweisung mehr übrig ist."

Der Kaiser begnügte sich aber mit der Abschaffung der Tortur allein nicht, sondern legte auch die Grundlage zu einem auf modernen Rechtsanschauungen fußenden bürgerlichen Gesetzbuch. Man kann ihn, da auf dem Civilcodex der ganze Rechtszustand beruht, mit den Worten Groß-Hoffingers in der That als den Schöpfer unserer heutigen Civilisation betrachten. Welch' entsetzliche Bestimmungen hatte, selbst nach Abschaffung der Tortur, noch Maria Theresias peinliche Gerichtsordnung vom Jahre 1769! Mit Schaudern wendet man sich von diesem corpus juris ab! Hier nur einige Proben daraus: Wer sich aus Eigennutz mehrere Mal taufen oder firmiren ließ, wurde im zweiten Betretungsfalle mit dem Schwerte hingerichtet, ebenso wurde auch der Abfall vom Christenthum durch die Hinrichtung mit dem Schwerte geahndet. Die peinliche Gerichtsordnung erhielt noch Vorschriften wider Zauberei, Hexerei, Wahrsagerei rc. Zur peinlichen Frage sollte ohne Weiteres geschritten werden, „wenn große Beschädigung an Leuten, Vieh, den Feldfrüchten geschehen sei." Durch ein Patent, Wien 13. Januar 1787, erhielten die Erblande das neue Gesetzbuch über Verbrechen und deren Bestrafung, welches u. a. die folgenden bezeichnenden Grundsätze und reformatorischen Bestimmungen enthält: „Der Criminalrichter ist an die buchstäbliche Beobachtung des Gesetzes gebunden. Ist ein Verbrecher mehrerer Missethaten schuldig, so soll die Strafe nach demjenigen Verbrechen, worauf die schärfere Strafe gesetzt ist, bemessen werden. Die Strafe kann nur den Schuldigen treffen, niemals aber seinem Weibe, seinen Kindern und Verwandten zum Nachtheil gereichen."

Joseph gab, in Erwägung, daß die beste Justizpflege nicht blos von der „Güte der bürgerlichen Gesetze, sondern

*) = Indizien.

auch von vorsichtiger Auswahl jener Wege abhängig sei, in welchen dem Richter, ohne daß er seine Bestimmung verfehle, die Mittel zur Entdeckung der Wahrheit vorzulegen sind", eine allgemeine Gerichtsordnung kund. Von welch humanem Geiste dieselbe durchdrungen war, beweist schon ihr erster Paragraph: „Der Richter soll nur auf vorläufige Klage und niemals von Amtswegen verfahren, ausgenommen, wenn er hierzu durch die Gefahr angewiesen ist." Jetzt erst zeigte sich die Justizpflege als ein humanes Institut und nicht als ein Inquisitions-Tribunal, wie bisher!



Josephs Duldsamkeit in Religionssachen.

Die größte That Josephs, die schönste Blüte und herrlichste Frucht des Josephinismus, war die von diesem hochherzigen Kaiser verkündete Grundanschauung hinsichtlich der Duldsamkeit in Religionssachen. Er, der die geistigen und leiblichen Ketten brach, sprengte auch die Fesseln der Verketzerungswut und des Fanatismus. Seinem väterlichen Herzen standen alle seine Unterthanen gleich und die Verfolgung und Herabsetzung eines Menschen seines Glaubens willen erschien ihm als ein Faustschlag ins Gesicht des Fortschritts und des Menschentums.

Wie er über die Toleranz dachte, wissen wir aus seinen „Toleranz-Edikten" und aus seinen Briefen an vertraute Freunde. Einer der schönsten, an den schon erwähnten Freiherrn van Swieten — Wien, Dezember 1787 — gerichtet, sei hier zur Kennzeichnung des duldsamen Sinnes des großen Monarchen wiedergegeben:

„Mein Herr!

Bis nun war die evangelische Religion in meinen Staaten niedergedrückt, die Bekenner desselben wie Fremde behandelt, bürgerliche Rechte, der Besitzstand von Gütern, Würden und Ehrenstellen, Alles war ihnen geraubt.

Schon beim Anfang meiner Regierung war ich entschlossen, das Diadem mit der Liebe meines Volkes zu zieren, Grundsätze in dem Verwaltungssystem zu äußern, die ohne Unterschied großmüthig und gerecht wären; demzufolge erließ ich die Duldungsgesetze und

nahm das Joch hinweg, welches die Protestanten Jahrhunderte gebeugt.

Der Fanatismus soll künftig in meinen Staaten nur durch die Verachtung bekannt sein, die ich dafür habe; Niemand werde mehr seines Glaubens wegen Drangsalen ausgesetzt, kein Mensch müsse künftig genöthigt sein, das Evangelium des Staates anzunehmen, wenn es wider seine Überzeugung wäre und wenn er andre Begriffe von der Glückseligkeit hätte.

Die Scenen der abscheulichen Intoleranz müssen ganz aus meinem Reiche verbannt werden! Glücklich, daß es noch keine solchen Opfer wie Calas und Servet gegeben hat, und daß dieser Schandfleck keine vorhergegangene Regierung betraf.

Wenn in vorigen Zeiten der Wille des Monarchen Anlaß zu Ungerechtigkeiten war, wenn die Schranken ausübender Gewalt überschritten worden, und der Privathaß seine Rolle gespielt, so kann ich nichts mehr thun, als daß ich die Könige bedaure, die weiter nichts als Könige gewesen.

Die Toleranz ist die Wirkung jener wohlthätigen Aufklärung, die nun Europa erleuchtet, die die Philosophie zum Grund und große Männer zu Stiftern gehabt hat. Sie ist ein redender Beweis von den Fortschritten des menschlichen Geistes, der durch die Macht des Aberglaubens sich kühn einen Weg gebahnt, welchen Jahrtausende vorher die Zoroaster und Confuze gewandelt, und der — zum Glück der Menschheit — zur Heerstraße der Monarchen geworden."

Mit solchen Grundsätzen erfüllt, verkündete er das unumstößliche Recht der Gewissensfreiheit und der Nächstenliebe und wurde dadurch Millionen ein Retter in der seelischen Not, ein gottbegnadeter Befreier der leidenden Menschheit!

Das „Toleranzedikt" vom Oktober 1781 bildet einen Merkstein in der Entwickelungsgeschichte Österreichs und war von bahnbrechender Wirkung. Das neue Gesetz verordnete u. a., daß die Nicht-Katholiken, außer der öffent-

lichen Ausübung des Gottesdienstes, den Katholiken vollkommen gleichzustellen, daß den helvetischen und augsburgischen Religionsverwandten und den nicht unierten Griechen allenthalben die private Ausübung ihrer Religion gestattet sein sollte, so daß der katholischen Religion nur der Vorzug der öffentlichen Gottesdienstübung blieb; daß den nichtkatholischen Gemeinden von wenigstens 100 Familien ein eigenes Bethaus erlaubt sein sollte u. s. w.

Die Protestanten nannte Joseph „die besten und arbeitsamsten Unterthanen", welche Fabriken, Wissenschaften, Geld, Handel und Manufakturen einführten, durch die das Land blühe — wie sollte man solchen Christen keine religiöse Duldung zu Teil werden lassen?

Den katholischen wie den nicht katholischen Seelsorgern schärfte er aufs nachdrücklichste ein, daß sie von allen Controversen und Schmähungen auf der Kanzel, bei den Christenlehren und im Umgange sich enthalten sollten; ebenso empfahl er ihnen dringend, daß sie ihren anvertrauten Pfarrkindern Liebe und Freundschaft gegen ihre in Religionssachen verschieden denkenden Nebenmenschen einprägen müßten. Die Behörden dürften keinen Haß oder Abneigung gegen jene Bürger zeigen, welche sich sonst ruhig verhalten und sich blos zu einer anderen Religion bekennen, noch weniger aber in Begünstigungen oder Strafen wegen sonstiger Vergehen deswegen einen Unterschied machen. Es sollte überall unabänderliches Gesetz sein, daß keiner wegen der Religion an Geld oder Leibe bestraft werder könnte.

In dem vom Kaiser 1783 erlassenen „neuen Regulativ des deutsch-ungarischen Collegiums zu Pavia" finden wir folgende goldene Worte über die religiöse Duldung in den Seminarien: „Besonders soll man den Zöglingen Gelindigkeit und Liebe empfehlen und ihnen Abscheu vor jenem theologischen Hasse predigen, wodurch man immer sehr schlecht vom Gegentheil denkt und urtheilt und womit die Gemüther der Gegner nur noch mehr erbittert und von uns entfernt werden. Unterrichtet von dem wahren Wesen der christlichen Toleranz, werden sie Wahrheit und Irrthum nicht gleich schätzen, aber doch Frieden mit den Glaubensgegnern haben, sie mit Gefälligkeit lieben, und

kommt es wirklich einmal zu einem Streit mit ihnen, nie wie Feinde, sondern friedevoll wie Freunde mit ihnen handeln und ihre Fehler bestreiten, ohne die Person zu beleidigen, da dieses allein die Art ist, womit man ganz ohne Nachtheil der reinen Lehre die Scheidewand, die uns trennt, wegräumen und sie nach dem Wunsche eines jeden rechtschaffenen Mannes mit uns vereinigen kann."

Wenn auch das Toleranzedikt vielfach Widerspruch hervorrief und gewisse Fanatiker die edlen Absichten des Kaisers zu mißdeuten suchten, so muß doch anerkannt werden, daß selbst namhafte Vertreter der katholischen Geistlichkeit die Verordnung mit Befriedigung begrüßten; so z. B. der Bischof von Königgrätz, Johann Leopold von Hay, der in einem vom 20. November 1781 datierten Hirten-Briefe die nachstehenden, von wahrem Christentum erfüllten Worte verkündete: „Unter so vielen und würdigen Priestern aber, welche der Herr zu Mitarbeitern in unserem Weinberge bestellt hat, die folgsam gegen die vaterländischen Gesetze, voll Klugheit, Mäßigung, Bruderliebe und Sanftmuth, den Geist der Apostel ganz inne haben und darum die Freude unseres Herzens sind, dürften auch andere sein, welche, von einem unbescheidenen und unklugen Bekehrungseifer hingerissen, Gott ein wohlgefälliges Werk zu thun glauben, wenn sie ihren sich zu anderen Religionen bekennenden Mitbürgern durch bittere Controvers-(Streit-) Predigten oder andere, dem Geist des Christenthums ganz zuwiderlaufende Plackereien ihre Meinung aufdringen und anstatt das Wohl der Religion und des Staates zu befördern, die Bande der Liebe und Geselligkeit zerreißen. .. Wir werden daher den Vorschriften unserer heiligen Religion, dem Gesetze der Natur und Vernunft folgen, wenn auch wir diese Gewissensfreiheit durch keine anderen Waffen als durch das Gebet auf die Wege der Wahrheit und Tugend hinlenken."

Wie in seinen Toleranzedikten verkündete der Kaiser auch in sonstigen Erlässen und Schriftstücken mit Feuereifer das Evangelium der religiösen Duldsamkeit, ja er ließ sich in weitläufige Korrespondenzen ein, um diesen oder jenen bedeutenden Mann, auf dessen Gesinnung er Wert legte, über seine Absichten aufzuklären. Zu

diesen gehörte z. B. der Graf von Aranda, Ritter des goldenen Vließes, Grand von Spanien, Ministerpräsident von Kastilien und später spanischer Botschafter in Frankreich. Er sagt in einer seiner Zuschriften, daß die Intoleranz die Ursache gewesen sei, „daß Deutschland das Elend eines dreißigjährigen Krieges dulden mußte“.

Die Duldsamkeit des Kaisers erstreckte sich auch auf die Juden, diese Parias des damaligen Europas. Gleich nach seinem Regierungsantritte hob er das barbarische Gesetz auf, welches die Juden zwang, sich durch Bärte, gelbe Ärmel oder Bänder zu unterscheiden und ihnen verbot, an Sonn- und Feiertagen vor 12 Uhr mittags auf der Straße zu erscheinen. Ebenso wurden die Juden von der entehrenden Leibmauth und der Pflicht befreit, doppelte Gerichts- und Kanzleitaxen zu zahlen. In allen Provinzen wurden jüdische Schulen errichtet, den Juden jedoch auch der Besuch christlicher Schulen gestattet. Die Israeliten durften alle Bücher lesen, wie ihre übrigen Nebenmenschen, sie durften Aecker pachten, ein Gewerbe erlernen, Fabriken und Geschäfte betreiben, wissenschaftliche Institute 2c. besuchen. Durch eine eigene Verordnung vom 2. November 1781 wurden die Obrigkeiten und Seelsorger angewiesen, das Volk zu belehren, daß es die Juden gleich allen anderen Glaubensgenossen als Mitbürger zu achten habe. 1789 wurde die Steuer aufgehoben, welche die Juden bis dahin entrichten mußten, um nur in ihren Wohnungen zu Gott beten zu dürfen. Es wurde ihnen, gleich den Protestanten, die freie Religionsübung in eigenen Synagogen gestattet.

Allerdings war die den Juden gewährte Emanzipation noch keine vollständige, aber immerhin der Anfang zu derselben gemacht, und die Juden jener Zeit priesen daher den Kaiser als ihren Befreier. Sie segneten sein Andenken, denn er war der erste, welcher den Jahrhunderte langen Bann brach und den Israeliten den Eintritt ins bürgerliche und gesellschaftliche Leben ermöglichte. Seine eigentliche Absicht beim Erlaß des Judenpatentes verrät Joseph in dem Reskript vom 19. Mai 1788, worin sich der nachstehende merkwürdige Passus befindet: „Ich habe immer diese zahlreiche Judenschaft in meinen Erbländern

nicht für die beste Art von Menschen, aber doch als eine Art von Population (Bevölkerung) angesehen, auch selbe nicht unter die Classe der Producenten, noch unter jene der besten, jedoch als Consumenten (Verbraucher) gerechnet, so eben nicht als die für den Staat vortheilhaftesten Handelsleute, dennoch aber als solche betrachtet, die sich mit einem sehr kleinen Gewinn begnügen, die schlechtesten Waaren in Verkehr setzen und mehr Geld in Umlauf bringen. Aus all' diesen erachte ich also, daß alle für sie bestehende eigene und nicht für Christen ebenfalls bestehende Gesetze bis auf sehr wenige ohne Weiteres aufgehoben, und daß sie an jene, die für alle meine Unterthanen bestimmt sind, gleichfalls verwiesen werden sollen." — —

1771 wütete in Böhmen und teilweise auch in Mähren eine schreckliche Hungersnot. Natürlich ließ der Kaiser auf die erste Kunde von dem herrschenden Elend das in den kaiserlichen Magazinen von den Domänen eingebrachte Getreide auf die Märkte bringen und zu billigen Preisen verkaufen; um selbst am Schauplatze des Jammers die Hand zur Linderung desselben bieten zu können, reiste er sofort nach Böhmen und ging durch seinen Pflichteifer und seine Selbstaufopferung allen behördlichen Beamten als leuchtendes Beispiel voran. Er verschmähte es nicht, auch die Prager Judenstadt, als unter der armen Bevölkerung die Hungersnot schreckliche Verheerungen angerichtet hatte, zu besuchen und den bedürftigen Juden mit Rat und That beizustehen; auch ordnete er gegen den bisherigen Gebrauch die Aufnahme der kranken Israeliten ins Hospital an. Als man den Kaiser während seines Prager Aufenthalts darauf aufmerksam machte, daß er noch nicht im Theater gewesen sei, er möge sich daher doch dort dem Publikum zeigen, sagte er sarkastisch: „Ich bedaure, dazu keine Zeit zu haben. Ich habe hier so viel zu thun, daß mir keine Zeit zu Zerstreuungen bleibt, und — der Theil des Publikums, dessentwegen ich gekommen bin, sieht mich oft genug".

Es sei schließlich noch erwähnt, daß man auf das Toleranzedikt mehrere Denkmünzen prägte. Auf einer sah man auf der Vorderseite das Brustbild des Kaisers

mit der Ueberschrift: Josephus Rom. Imp. Semp. Aug. Unter derselben stand: Tolerantia Imperantis („die Duldsamkeit des Herrschers"). Auf der Rückseite standen drei Geistliche, in der Mitte ein römisch-katholischer mit einem Kelche in der Hand, zur Rechten stand ein lutherischer, zur Linken ein reformierter, beide die Bibel haltend. Alle drei sahen ehrfurchtsvoll auf den über ihren Häuptern schwebenden, mit den kirchlichen Insignien geschmückten Adler, der von dem Namen „Jehovah" bestrahlt wurde. Im Hintergrunde erblickte man ein verfallenes Kloster und darunter standen die Worte: Ecce amici in Deo! — „Siehe die Freunde in Gott!" Eine andere Denkmünze zeigt den Kaiser, eine Hand auf die Bibel legend und die andere gen Himmel hebend. Die Ueberschrift lautete: „Es ward Licht". Gen. I. 3.

1782 wurde dem edlen Monarchen eine Dankadresse überreicht; darin hieß es: „Lob Ihnen, Glück uns und allen! Von allen Seiten her fallen die entjochten Völker und Unterthanen mit frohlockendem Dankgeschrei dem väterlichen Ueberwinder zu Füßen."

Klopstock, der Sänger der „Messiade", pries ihn als Reformator, indem er ihm zurief: „Du riefst den Priester wieder zur Jüngerschaft des großen Stifters." Zahlreiche Festgesänge, auch von vorurteilslosen Katholiken, jubelten ihm zu, daß er es gewagt, „dem Schwefeldampf und Feuer speienden Ungeheuer Fanatismus ins Gesicht zu schlagen."

Und als Gegensatz zu diesen begeisterten Ovationen lese man die nachstehenden Zeilen, deren Originalabdruck in dem Archiv des Wiener evangelischen Presbyteriums sich befindet, mit der Ueberschrift versehen:

„Pasquill gegen den Kaiser, so an der Lutherischen Kirche in Wien gestanden,
welches
Ihro Kaiserl. Majestät aber abdrucken lassen, und das dafür eingekommene Geld der protestantischen Kirche geschenkt haben" . . . .

Welch erhabener Geist, welche edle Seele spricht aus dieser That!

Man hat aus jener Zeit auch ein Toleranzgebet, welches gleichsam als Formular seiner eigenen Gottesandacht von Gustav Kühne und anderen dem Kaiser zugeschrieben wird. Es bezeichnet sehr eigentümlich die Art und Weise, wie edle Gemüter damals beten mochten, als Mozarts „Sarastro“ von den Brettern herunter in herzgewinnenden Tönen Weisheit und Menschenliebe lehrte.

„Ewiges, unbegreifliches Wesen“, lautet dies Gebet, „Du bist ganz Duldung und Liebe, Deine Sonne scheint dem Christen wie dem Gottesleugner, Dein Regen befruchtet die Felder des Irrenden, wie jene des Rechtgläubigen, und der Keim zu jeder Tugend liegt auch in dem Herzen der Heiden und Ketzer. Du lehrst mich also, ewiges Wesen, Duldung und Liebe, lehrst mich, daß Verschiedenheit der Meinungen Dich nicht abhalte, ein wohlthätiger Vater aller Menschen zu sein. Und ich, Dein Geschöpf, soll weniger duldend sein, soll nicht zugeben, daß jeder meiner Unterthanen Dich nach seiner Art anbete, soll sie verfolgen, die anders denken als ich, und Irrende durchs Schwert bekehren! Nein, allmächtiges, mit Deiner Liebe allumfassendes Wesen, dies sei weit von mir! Ich will Dir gleichen, so weit ein Geschöpf Dir gleichen kann, will duldend sein wie Du! Von nun an sei aller Gewissenszwang in meinen Staaten aufgehoben! Wo ist eine Religion, die nicht Tugend lieben, nicht das Laster verabscheuen lehrte? Jede sei also von mir tolerirt, Jeder bete Dich, ewiges Wesen, nach der Art an, die ihm die beste dünkt. Verdienen Irrthümer des Verstandes die Verbannung aus der Gesellschaft? Ist Strenge wohl das Mittel, die Gemüther zu gewinnen und Irrende zu bekehren? Zerrissen seien von nun an die schändlichen Ketten der Intoleranz! Dafür vereinige das süße Band der Duldung und Bruderliebe meine Unterthanen für immer. Ich weiß, daß ich der Schwierigkeiten viele werde zu überwinden haben und daß die meisten von Denen kommen, die sich Deine Priester nennen. Verlaß mich also nicht! Stärke mich mit Deiner Liebe, ewiges Wesen, auf daß ich alle diese Hindernisse glücklich übersteige und das Gesetz unseres göttlichen

Lehrers, welches kein anderes ist, als Duldung und Liebe, durch mich erfüllt werde. Amen!"

Wie er betete, so glaubte er, könne und müsse jeder seiner Unterthanen beten!

Man ersieht schon aus dem bisher Gesagten, daß Kaiser Joseph zu den Gottbegnadeten zählte, welche kaum in Jahrhunderten erscheinen und deren Leben und Trachten, deren Charakter und Tugenden uns zum Vorbilde dienen. Eine noch nähere Schilderung dieser glänzenden menschlichen Eigenschaften Josephs soll uns nunmehr beschäftigen!



Josephs Charakter und Tugenden.

Schon aus den hier mitgeteilten Momenten aus dem Leben und Wirken Josephs, sowie den einzelnen bezeichnenden Zügen und Aussprüchen desselben erkennt man den Charakter dieses seltenen Mannes.

Vor allem zeichnete ihn Wahrheitsliebe, unbestechliches Rechtsgefühl, Herzensgüte, Einfachheit, Leutseligkeit, Wohlthätigkeitssinn und Hochherzigkeit aus. Nur ein mit diesen Tugenden geschmückter Herrscher war im stande, für die edelsten Güter der Menschheit zu ringen und zur Erlangung derselben sein Leben, seine Gesundheit, seine Ruhe und sein Lebensglück einzusetzen.

Wenige seinesgleichen, sagt Zimmermann mit Recht, darf die Menschheit in ihrem Pantheon feiern. Er war ein hoher Geist, der es nicht verschmähte, in unscheinbarem Bürgerkleid durch die Straßen seiner Stadt und des Landes zu pilgern, um sein Ohr lauschend zu legen an seines geliebten Volkes Herz; ein Fürst, der es wagte, mit einer $2^1/_2$ hundertjährigen Tradition seines Hauses zu brechen; dem wahrlich Ruhe und Friede lieb, aber die Wahrheit noch lieber war, selbst als sie ihm Haß und Feindschaft eintrug; der die Worte: „Freiheit des Gewissens" und „Freiheit des Glaubens" mit glühender Fackel so tief hineingebrannt in die Geschichte Oesterreichs, daß sie hinfort nicht wieder zu löschen waren; der einer Hochflut des Widerstandes und des blinden Eifers die ruhige Energie eines reinen Willens entgegenstellte und gegenüber den Warnungen Derer, die an der Möglichkeit der Durch-

führung seiner Gedanken zweifelten, einen Glauben offenbarte, der Berge zu versetzen und tief eingewurzelte Bäume der Vorurteile auszureißen und ins Meer der Vergangenheit zu werfen vermochte. Wie man von ihm erzählt, daß er einst auf einem Acker eine Furche gepflügt, so hat er auf dem Felde des Geistes auch gethan — eine tiefgegrabene Furche gezogen in das harte Erdreich seiner Zeit und unsterbliche Samenkörner hineingeworfen, deren Aehren noch lange nicht alle ausgereift sind in unseren Tagen. . . .

Als Fürst, Gesetzgeber und Staatsmann war Joseph stets ein idealer Mensch, beherrscht von den Gefühlen schönster Menschlichkeit. Sein Wahlspruch: virtute et exemplo — durch Tugend und Beispiel — verrät trefflich den geheimnisvollen Zauber, welchen seine Persönlichkeit auf Freund und Feind ausübte; er regierte durch seine Tugend und sein Beispiel. Die kalte Berechnung war ihm fremd; stets leitete ihn sein Herz, sein tiefes Empfinden — irrte er auch zuweilen, so war dieses Irren durchaus menschlich. Wenn der bekannte Diplomat und Publizist Gentz ihm den Vorwurf macht, daß er nicht staatsklug war, daß er sich geopfert habe, so kann man dem nicht widersprechen; aber gerade in dieser Selbstlosigkeit, in dieser Selbstaufopferung beruht sein höchster Ruhm — er war ein Märtyrer des Idealismus und der überquellenden Humanität.

Ein moderner Harun-al-Raschid, mischte er sich gern unter die Menschen, um ihre Wünsche kennen zu lernen und zu erfahren, wo das Volk der Schuh drückte. Den Armen und Elenden, den Hungernden und Darbenden, den Abgebrannten und Ueberschwemmten beizustehen, hielt er für die höchste Pflicht des Herrschers. Wo immer Not war, erschien er selbst, half und tröstete, spendete und ermahnte, und sein edles Beispiel weckte Nacheiferung bei den höchsten wie niedrigsten Beamten. Er verschmähte es nicht, die Gefängnisse und Zuchthäuser aufzusuchen, um zu erfahren, ob dort nicht Opfer der Justiz schmachteten und für die Geächteten des Ghetto hatte er dasselbe väterliche Herz wie für die Herzoge und Grafen in ihren Palästen.

Wir haben schon erzählt, daß er, als die Hungersnot in Böhmen ausbrach, sofort an die Unglücksstätte eilte und alles aufbot, um dem Jammer zu steuern. Dies that er auch gelegentlich der Hungersnot im Banat. Als im Frühjahr 1768 die tiefer liegenden Teile Wiens von einer Ueberschwemmung heimgesucht wurden, ritt er die ganzen Stromufer ab, um die getroffenen Anstalten zu überwachen. Die bedrohten Stadtteile durchfuhr er in einem Kahn, selbst Lebensmittel und Geld verteilend. Er erinnert in dieser Beziehung an den glorreich regierenden jetzigen Kaiser und König Franz Joseph I., welcher auch in eigener Person überall erscheint, wo durch Katastrophen und Unglücksfälle aller Art Elend und Jammer zu mildern sind.

Als im Frühjahr 1773 zwei in einem Brunnen arbeitende Männer, ein Tagelöhner und ein Maurer, verschüttet wurden, erschien er sofort am Thatorte und traf alle Anstalten, um die Unglücklichen zu retten. Jedem der Geretteten schenkte er 25 Dukaten; den wackeren Männern, welche an der Befreiungsarbeit sich beteiligt hatten, drückte er die Hände. Dieser hochherzige Akt des Monarchen erregte solches Aufsehen, daß man davon sogar im Auslande sprach und die Presse desselben sich damit beschäftigte. Selbst in Paris wurde diese Szene durch einen vom Hofkupferstecher Peter Stephan Moitte verfertigten Kupferstich verewigt. Dieser zeigt Kaiser Joseph, wie er der Herausschaffung der beiden Verunglückten, das arme Weib des Einen gütig bei der Hand haltend, teilnahmsvoll beiwohnt und vom umgebenden Volke bewundert und gesegnet wird. Unter dem Kupferstich befinden sich die Verse von Marmontel:*)

O qu'un Roi populair est un mortel auguste!
Vous, qui foulez aux pieds vos peuples consternés,
Apprenez d'un Heros plus sensible et plus juste,
Quel est le prix des jours de deux infortunés.

(O welch' volkstümlicher König ist ein erhabener Sterblicher! Ihr anderen, die Ihr Eure bestürzten Völker unter die Füße tretet, lernt von einem fühlenderen und

*) Aus „Illustr. Geschichtenbuch“, Wien, R. v. Waldheim.

gerechteren Helden, was der Wert der Lebenstage zweier Unglücklichen ist).

Ein neunjähriges Kind blieb einmal in Wien vor der Kutsche des Kaisers stehen und sagte: „Majestät, ich habe noch niemals gebettelt, aber meine Mutter stirbt; um einen Arzt zu bekommen, braucht' ich einen Gulden; wir haben kein Geld mehr. O, wenn Eure Majestät mir einen Gulden gäbe, wie glücklich würden wir sein!" Der Kaiser erkundigte sich nach dem Namen und der Wohnung der Kranken und gab dem Kinde den verlangten Gulden. Er hüllte sich dann in den Mantel einer seiner Leute und begab sich zu der Kranken. Dieselbe hielt ihn für einen Arzt, erzählte ihm die Einzelheiten ihrer Krankheit und bat ihn, ihr ein Rezept zu verschreiben. Der Kaiser schrieb einen Befehl, tröstete sie und entfernte sich. Bald kam das Kind mit einem Arzte zurück. Die Mutter, erstaunt, sagte, daß sie bereits den Besuch des Doktors gehabt, der ihr ein Rezept verschrieben. Der Arzt warf einen Blick darauf, erkannte die Schriftzüge des Kaisers und erklärte den Inhalt: es war eine Anweisung von 50 Dukaten auf die Privatschatulle des Monarchen.

Noch zahlreiche andere Züge seines erbarmungsvollen Sinnes und seiner Hochherzigkeit werden von den Geschichtsschreibern erzählt, welche den menschlich edlen Sinn des Monarchen glänzend bekunden. Mögen nur einige Fälle noch hier verzeichnet werden.

Als er in Paris unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein sich aufhielt, trat er eines frühen Morgens in ein feines Café und forderte, seiner Regel nach einfach lebend, eine Tasse Chokolade. Die faulen Kellner verweigern sie ihm unter dem leeren Vorwande, daß es noch zu früh sei. Der Graf geht, ohne ein Wort zu sagen, hinaus und begiebt sich in ein kleines Café. Er verlangt hier eine Tasse Chokolade und der Besitzer antwortet höflich, er werde sie sofort herrichten lassen, wenn er ein wenig warten wolle. Es dauerte lange und der Graf ging inzwischen hin und her und unterhielt sich mit dem Besitzer über Mancherlei. Inzwischen kam die Tochter des Hauses herein; der Graf begrüßte das hübsche Kind und sagte zum Vater, daß es gut wäre, sie zu verheirathen.

„Ach ja“, erwiederte dieser, „aber ich bin nicht reich; wenn ich 1000 Thaler als Mitgift für sie hätte, würde ich sie wohl einem tüchtigen Jüngling verheirathen, so aber —“. Die Chokolade wird gebracht, der Graf trinkt sie und bezahlt einfach den Preis dafür. Dann verlangt er Papier, Tinte und Feder. Die künftige Frau gehorcht und bedient ihn, ohne ihn zu kennen. Der Graf schreibt eine Anweisung über 6000 Franks, bei seinem Bankier in Paris zu erheben, welche dazu dienen sollten, die Tochter des Cafétiers zu verheirathen.

Im wahren Sinne des Wortes war er ein Vater der Armen. Zahlreiche segensreiche Humanitätsanstalten verdanken ihm ihre Entstehung. 1783 rief er ein neues Armeninstitut in Oesterreich ins Leben; dasselbe verfolgte den Zweck: den Armen zu helfen und die Bettelei abzustellen. Eine vorzügliche Armenpflege wurde aller Orten organisiert. Die Seelsorger erhielten die Weisung, ihre Gemeinden auf den Vorteil der Armenpflege hinzuweisen. Der Kaiser schuf das riesige Hauptspital in Wien, welches noch jetzt als Musteranstalt anerkannt wird, aber auch in den Provinzen rief er ähnliche herrliche Institute ins Leben. Nicht minder war sein Wirken bahnbrechend auf dem Gebiete der Waisenpflege. Die Waisenkinder sollten nicht mehr in Versorgungshäusern verpflegt, sondern zu unbemittelten, aber redlichen Landleuten und Handwerkern in die Lehre rc. gegeben werden. Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle die großartigen Werke edler Menschlichkeit auf dem Gebiete des Armenwesens — Waisen-, Kranken-, Armen- und Siechenhäuser, Arbeits- und Verdienstnachweise-Anstalten rc. —, seine zahlreichen trefflichen Verordnungen bezüglich Feuer-, Wetter- und Ueberschwemmungsgefahren rc. hier aufzählen — nur soviel sei gesagt, daß kein Monarch vor ihm so viel Gutes und Fruchtbringendes auf dem Felde der Wohlthätigkeit geleistet hat!

In einem Reskript spricht Joseph von dem „geheiligten Vermögen der Armuth“. Seinen Anschauungen über Armenpflege hat er überdies in zahlreichen Erlässen beredten Ausdruck gegeben.

Keine Standesunterschiede kennend, frei von Sym- und Antipathien, jedem Klatsch und jeder Verdächtigung

abhold — war er für jedermann in einem offenem Gang der Burg, dem sogenannten Controlorgang, zu sprechen, und man kann sagen, daß fast niemand ungetröstet von ihm ging. Nur den Hochmut, die Selbstüberhebung, den junkerlichen Stolz haßte er, und in seiner offenen Weise sagte er den eingebildeten Narren, den listigen Schleichern stets die Wahrheit auf den Kopf. Derartigen Menschen gegenüber übte er keine Rücksichten. So ließ er z. B. einen falschen rachsüchtigen Denunzianten bei Wasser und Brot in einen Hundestall sperren, während er andere ähnlichen Kalibers ihrer Aemter entsetzte.

Selbst überaus fleißig, haßte er die Faulheit und den Müßiggang. Schon sein rascher Gang verriet, daß seine Zeit knapp bemessen war. Die rastlose Thätigkeit seines Geistes prägte sich auch in seinen belebten Gesichtszügen aus.

Er verabscheute die Schmeichler und liebte es nicht, wenn er vergöttert wurde, besonders wenn er die Absicht merkte. In solchen Fällen führte er die Schmeichler gründlich ad absurdum; so erging es z. B. dem Magistrat der Stadt Ofen, welcher ihm eine Bildsäule setzen wollte. Er lehnte diese Huldigung mit den Worten ab: „Daß ich zur Beförderung der Geschäfte und besserer Uebersicht der Reichsämter dieselben in Ofen vereinbaret und hierdurch der Stadt zufälliger Weise einige Vortheile verschafft habe, das verdient in der That eine solche Ehre nicht. Wenn ich es jedoch einmal werde dahin gebracht haben, daß die Ungarn die wahren Verhältnisse zwischen dem König und den Unterthanen allgemein anerkennen; wenn ich alle geistliche und weltliche Mißbräuche werde abgestellet, wenn ich Thätigkeit und Industrie erweitert, den Handel in Flor gebracht, das Land von einem Ende zum anderen mit Straßen und schiffbaren Kanälen werde versehen haben, wie ich es hoffe; wenn dann die Nation mir ein Monument errichten will, dann möchte ich es vielleicht verdient haben, und dann werde ich es auch mit Dank annehmen.“

Seine Duldsamkeit war stets mit Takt gepaart. Er achtete die Ansichten anderer. Das zeigte sich am besten gelegentlich des Empfanges des Papstes Pius VI. in Wien. Se. Heiligkeit schmeichelte sich damit, in Einer Stunde

mündlich mehr zu wirken, als durch schriftliche Unterhandlungen in mehreren Jahren. Der Kaiser eilte dem heiligen Vater entgegen, führte ihn wie im Triumphe in Wien ein, wies ihm das Zimmer an, welches einst Maria Theresia bewohnt hatte und wo er all die Gaben finden konnte, welche seine Vorgänger einst der Kaiserin geschenkt hatten — u. a. stand dort auch jenes berühmte Kruzifix, welches einst zu Kaiser Ferdinand gesprochen haben soll: „Ferdinand! Ich will Dich nicht verlassen!" — und ähnliche rücksichtsvolle Aufmerksamkeiten mehr.

Die wilden und grausamen Vergnügungen seiner Zeit verschmähte er; die Wiener Tierhetzen waren nicht nach seinem Geschmack, denn er war ein warmer Tierfreund, und obschon er gerne jagte, schaffte er die Equipage der kaiserlichen Parforcejagd ab. Noch verhaßter war ihm die Parforcejagd des — Duells und um die Duellwut auszurotten, ließ er die von seiner Mutter 1752 erlassenen strengen Duellgesetze rücksichtslos vollziehen. Wie er über das Duell dachte, das ersieht man am besten aus einem Schreiben Josephs (Wien, August 1771) an einen leider nicht genannten General im kaiserlichen Heere. Das in vielfacher Hinsicht interessante Schreiben lautet:

„Herr General!

Den Grafen von K. und Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Pistolen berichtigen will und welcher das Cartell des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte!

Ich will und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn zu rechtfertigen suchen und sich mit kaltem Blute durchbohren.

Wenn ich Officiers habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr blosgeben, die bei jedem sich ereignenden Fall Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriff und in der Vertheidigung zeigen, so schäze ich sie hoch; die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer sein sollten, die Alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind, so verachte ich dieselben. Ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsgericht über diese zwei Officiers; untersuchen Sie mit derjenigen Unparteilichkeit, die ich von jedem Richter erfordere, den Gegenstand ihres Streites und wer hiervon am meisten schuldtragend ist, der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazeths angemessen ist und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und sollte es mir die Hälfte meiner Officiers rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthans vereinbaren; und das kann nur der sein, welcher die Staatsgesetze verehret."

Die Liebe des Volkes gewann Joseph besonders durch seine große Leutseligkeit. Den Augarten in Wien, welcher bisher blos zu einer Remise für die kaiserlichen Jagdzüge und Fuhrwerke gedient hatte, ließ er verschönern und erweitern und gab ihn als einen nahen neuen Spaziergang dem Publikum frei, während über dem Eingang zu demselben die bezeichnende Inschrift zu lesen war: „Allen Menschen gewidmeter Belustigungsort von ihrem Schätzer." Ebenso wurde der Prater für jedermann geöffnet. Man weiß, wie er gewisse Junker abfertigte, welche sich darüber beschwerten, daß sie nun mit dem Pöbel zusammen spazieren gehen müßten. Er gab der Deputation der Höflinge den Bescheid: „Wenn ich immer unter meines Gleichen sein wollte, so müßte ich zu den ehrwürdigen P. Kapuzinern in die kaiserliche Gruft steigen, um darin meine Tage zuzubringen. Ich liebe die Menschen ohne Einschränkung, und der hat einen Vorzug vor Anderen bei mir, der gut denkt und ehrlich handelt, und nicht der, welcher kein anderes Verdienst aufweisen kann, als daß er Fürsten seine Ahnherren nennt."

Im Munde des Volkes kursieren zahlreiche Anek-

doten von der außerordentlichen Leutseligkeit des Monarchen. Mögen einige derselben hier erzählt werden.

Als er das damals neuerworbene Innviertel besichtigte, trat er im Schlosse Perwang ans Fenster und fragte das im Hofe dichtgedrängte Volk: „Seid ihr Alle aus dem Innviertel?" Ein tausendstimmiges Ja antwortete. „Nun, da sind wir ja alle Landsleute!" rief der Kaiser hinunter. Wie Schuselka erzählt, ließ sich nun das Volk nicht mehr zurückhalten; die Bauern drängten sich in das Tafelzimmer, um ihren Kaiser zu sehen. Joseph ließ ihnen Wein reichen und unterhielt sich bald mit dem einen, bald mit dem andern über die Angelegenheiten des Landes.

In Baiern nahm er, wieder als Graf von Falkenstein reisend, bei einem Bauern das Mittagsmahl ein, welcher zum Andenken daran eine eherne Tafel mit dem kaiserlichen Wappen an seiner Hausthüre anbringen ließ. Der Graf ging hier selbst in die Küche und da er einen großen Topf beim Feuer stehen sah, fragte er: „Für wen das wäre". „Für die Postillons und Bedienten", antwortete der Wirt. Darauf ergriff der Graf den ersten besten Löffel, der vor ihm lag, fuhr in den Topf, kostete und sagte: „Gut, wenn ich's nur allemal so habe!"

Wie sein ganzes Wesen, war auch seine Kleidung: einfach und schlicht. In der Jugend trug er ungarische und erst in seinen späteren Jahren deutsche Kleidung. Auf seinen Reisen hatte er stets einen einfachen dunkelfarbigen Rock an. An seinen Fingern sah man sehr selten Ringe, und er pflegte zu sagen: „Man muß sehr schöne Hände haben, wenn man Ringe tragen will." Er hatte eine geregelte Lebensweise. Nach der Angabe Karl Ramshorns stand der Kaiser im Sommer um 5, im Winter um 6 Uhr auf, wo bereits die diensthabenden Kabinetssekretäre zugegen sein mußten, um sogleich mit dem Kaiser die Tagesarbeit zu beginnen; um 9 Uhr frühstückte er und kleidete sich an und rasierte sich dann täglich selbst. Die darauffolgende Zeit bis gegen 12 Uhr war abermals für Arbeit und Audienzen bestimmt. Um 12 Uhr erholte er sich regelmäßig durch einen Spazierritt oder eine Spazierfahrt. Bei Tische aß er mäßig. Sein Lieblingsgericht

war gekochtes Obst; stets trank er nur Wasser und erst auf seinem Feldzuge gegen die Türken auf ärztlichen Rat ein kleines Quantum Ungarwein.

Diese Charakteristik wäre unvollständig, wollte ich schließlich nicht noch erwähnen, daß Kaiser Joseph ein deutsch gesinnter, nationaler Fürst war. Er schrieb ein vorzügliches Deutsch und gründete, wie man weiß, die deutsche Nationalbühne in Wien, aus welcher sich später das Burgtheater entwickelte. Schon frühzeitig hatte er die französischen Komödianten und italienischen Sänger verabschiedet. Als für die ersteren der französische Gesandte sich verwandte, weil er sonst gänzlich auf das Vergnügen des Theaters verzichten müßte, gab ihm der Kaiser die treffende Antwort: „Machen Sie es, wie es mein Gesandter in Paris machen muß: lernen Sie deutsch!“ Auch verordnete er die Einführung der deutschen Sprache bei den Universitätsvorlesungen. In echt deutscher Gesinnung verbot er — am 4. Januar 1784 — den Handkuß und das Kniebeugen vor den Personen der kaiserlichen Familie und das Niederknien vor dem Landesherrn, „weil solches von Mensch zu Mensch keine passende Handlung ist und blos gegen Gott allein vorbehalten bleiben muß“.

Mit Recht sang deshalb das Volkslied vom Kaiser Joseph, als er in der Blüte seines Lebens seine Augen schloß:

Ich denke hin und her,
Es giebt keinen Kaiser Joseph mehr!
Wenn einem der in's Auge sah,
Es war — mein Seel! Ein Gloria!

Die Anerkennung, welche dem Kaiser die Nachwelt zollte, hat er bei Lebzeiten oft schwer vermißt! Im Gegenteil — er hatte trotz seines idealen Strebens in vielen Kreisen nur wenig Dank geerntet und seine besten Absichten wurden verdächtigt! Daß er trotz alledem unbeirrt seine Wege wandelte und rastlos vorwärts drang, das hatte er vor allem einer echten Wiener Veranlagung, dem Humor, zu verdanken, über welchen er in reichster Fülle verfügte.



Der Humor Josephs.

Ich habe zwar schon in den vorangehenden Blättern so manche reizende Probe seines schlagfertigen Witzes, seiner gemütlichen Laune, seiner feinen Ironie und auch seines ätzenden Sarkasmus gegeben, aber es dürfte dennoch wohl angebracht sein, diese hervorstechende Art seines Genius durch Beispiele noch etwas mehr zu schildern.

In mehr oder weniger beglaubigten Anekdoten, welche in großer Anzahl uns überliefert wurden, spiegelt sich der Humor Josephs treu wieder. Mögen daher einige derselben hier ein Plätzchen finden.

„Mein Herr Vater, meine Frau Mutter!“ so erwähnte ein aufgeblasener Stallmeister stets seine Eltern. Joseph, der dies öfter hören mußte, befahl dem hochtrabenden Sprecher: „Mein Herr Stallmeister! ersucht meinen Herrn Kutscher, daß er meine Herren Pferde vor meiner Frau Kutsche spanne — ich will ausfahren.“ —

Er bemerkte auf dem Burgplatz einst einen Lieutenant von der Wache, der von einigen Landleuten höflich mit Hutabnehmen gegrüßt wurde, wobei er selbst keine Miene verzog, sondern sich verächtlich abwandte. Joseph ließ den Lieutenant rufen, der, mit den kühnsten Erwartungen sich schmeichelnd, dreist vor den Kaiser hintrat.

— Heißen Sie nicht . . .? Ist nicht Ihr Vater der . . .?

— Ja, Ew. Majestät!

— Ihr Vater verwandte wohl viel auf Ihre Erziehung?

— Ja, Ew. Majestät, wir Kinder hatten vortreffliche Lehrer.

— So? Das wundert mich? Wie geht es denn zu, daß Sie nicht höflicher sind? Sie danken ja nicht einmal den Leuten, welche Sie grüßen! Merken Sie sich's: ein freundliches Gesicht und den Hut in der Hand kostet nichts und bringt oft viel ein. —

Auf einer seiner zahlreichen Reisen fuhr der Kaiser einmal allein in seinem Wagen, nur ein Leiblakai saß hinten, das Gefolge kam erst später. Des Weges daher kam ein kleiner struppiger Junge, der pfeifend dahinschritt und, als der Wagen vorüber fuhr, den darin sitzenden Herrn bat, er möge ihm doch erlauben, daß er sich rückwärts neben den Lakaien setzen dürfe, denn er habe noch weit zu gehen und sei schon müde. Joseph nahm ihn in den Wagen, neben sich. Das Geplauder des aufgeweckten Jungen belustigte ihn.

— Hast Du schon zu Mittag gegessen? fragte er im Gespräche.

— Ei ja wohl.

— Nun und was denn?

— Rathet einmal.

— Etwa Fisolen?

— Nein!

— Gelbe Rüben?

— Nichts da!

— Also Spinat?

— Höher hinauf — was Besseres!

— Geselchtes mit Knödel?

— Noch viel besser!

— Doch nicht gar einen Schweinebraten?

— Oh, oh, noch was Besseres!

— Noch was Besseres?! Was kann das sein? Vielleicht hältst Du Bratwürste mit Kraut dafür?

— Endlich einmal! Aber hört, das Rathen versteht Ihr just nicht!

Der Kaiser lachte und begann nun seinerseits zu fragen.

— Was glaubst Du denn, wer ich eigentlich bin?

— Hm, Ihr habt gar keine Tressen am Rocke. Da seid Ihr wohl Unterlieutenant? meinte der Junge.

— Nein, das ist zu wenig.
— Also Oberlieutenant?
— Nein!
— Etwa gar Hauptmann?
— Auch nicht!
— Nun also Major?
— Nein, nein — höher!
— Oberst?
— Bah, mein Junge, noch höher!
— Ge—gene—ral?! fragte der Junge, immer größere Augen machend.
— Noch höher.
— So seid Ihr wohl gar der Kaiser? schrie der Junge außer sich.
— Endlich einmal! meinte Joseph neckisch, aber höre einmal, mein Junge, das Rathen verstehst auch Du herzlich schlecht. —

Der Kaiser fuhr nie in der für ihn bestimmten Kutsche, sondern in der eines Herrn von seinem Gefolge. Er kam einst, allen voraneilend, in Lemberg inkognito an, ließ sich seine Stube anweisen und fing an, sich zu rasieren. Die neugierige Wirtin näherte sich ehrerbietig und sagte:

— Erlauben Sie 'r Gnaden; was hoben Sie für a Dienst bei unserm gnäd'gen Kaiser?

Joseph, über sein Inkognito sich freuend, erwiderte:
— Lieb' Madam, ich rasier ihn zuweilen. —

Auf einer seiner Reisen redete ihn in einem kleinen Städtchen der Ortsvorstand folgendermaßen an:

— Es grüßen Dich Tausende und abermals Tausende, es grüßen Dich unsere Städte und unsere Dörfer, es grüßen Dich alle unsere Einwohner, es grüßen Dich . . .

— Grüßen Sie sie alle bestens wieder! unterbrach ihn ungeduldig der Kaiser und fuhr weiter. —

Besonders köstliche Anekdoten werden von seiner französischen Reise erzählt. Als er einst in Versailles bei der großen Cour der königlichen Familie ziemlich ungeniert auf das Fauteuil der Prinzessin Adelheid, einer Tante des Königs, sich anlehnte und ihren Arm ergriff, rief sie: „Sie vergessen sich, Herr Graf!“ — „Sie haben Recht, königliche

Hoheit!“ erwiderte Joseph, „aber manchmal befinde ich mich auch außer meines Inkognitos recht wohl!“ —

Als man ihm in Invalidenhause den sogenannten Ministersaal zeigte, fragte er lächelnd: „Wie lange muß man Minister gewesen sein, um hier aufgenommen zu werden?“ —

Ebenso hörte er auch in Frankreich manches hübsches Scherzwort. Eines derselben aus Kindermund mag hier mitgeteilt werden.

Gelegentlich einer Visite in dem von Mazarin gegründeten Kollegium der vier Nationen wurde er von einem Schüler mit einer lateinischen Ansprache begrüßt, welche der Kaiser, dessen Interesse andere Dinge in Anspruch nahmen, nicht beachtete. Das schmerzte den Knaben so sehr, daß er weinte. Nun wurde Joseph auf ihn aufmerksam, faßte den Knaben bei der Hand und ließ sich die Rede nochmals hersagen.

— Welchen Rang besitzest Du in der Schule? fragte er den Kleinen.

— Ich bin Primus, antwortete der Knabe stolz.

— Aha, aber die erste Stelle hat doch einen gewissen Rang.

— Jawahl, Ew. Majestät! Wenn Sie nicht da sind, bin ich der Kaiser.

Das gefiel diesem so sehr, daß er dem Knaben versprach, ihn nach Wien zu berufen und für dessen Zukunft zu sorgen. —

Ganz allerliebste Bonmots werden von seinen Besuchen im Augarten erzählt, wo der volkstümliche Kaiser sich gern mit dem Publikum in ein Gespräch einließ. Hier nur einige Aeußerungen des Monarchen.

Er traf einmal einen fünfjährigen Knaben im Augarten, der im Grase spielte.

— Wie heißest Du? fragte ihn der Kaiser.

— Joseph, antwortete das Kind.

— Was ist Dein Vater?

— Ich habe keinen Vater, aber eine Mutter — die heißt Mama.

— Nimm das und kauf Dir einen Vater dafür.

Jetzt kam die Mutter des Kindes herbeigeeilt, aber

Joseph war schon fort. Der Monarch hörte aber doch, wie das Kind seine Mutter ganz im Ernste bat: „Ach, Mama, kauf' mir jetzt einen Vater!" —

Bei schlechtem Wetter fuhr einmal der Kaiser in einem von ihm selbst gelenkten Kutschen-Phaëton und als er eben bei strömendem Regen die Burg verlassen hatte, um sich in den Augarten zu begeben, bemerkte er einen Mann, welchen er als einen der Hofgarten-Arbeiter erkannte.

— Wohin geht der Weg? fragte der Kaiser, die Pferde anhaltend.

— In den Augarten, Ew. Majestät, lautete die Erwiderung.

— Bei dem Wetter! Nun, ich fahre auch hinunter; steigt nur da hinauf und fahrt mit mir, weil wir doch denselben Weg haben!

Trotz alles unterthänigsten Widerspruchs mußte der Mann aufsteigen und recht gemüthlich unterhielt sich der Kutscher während der Fahrt mit ihm, erkundigte sich nach seinen Verhältnissen, seiner Beschäftigung 2c. Im Augarten angekommen, bedankte sich der Gärtner für die gehabte hohe Ehre.

— Ach, laßt das sein! meinte der Monarch; mich hat's nichts gekostet und Euch ist damit ein Gefallen geschehen. Es hätte sich wohl geschickt, daß ich Euch, als Gast, hätte rechts sitzen lassen, aber wegen des Kutschirens war es nicht möglich. Ihr werdet mir das wohl nicht übel nehmen. — —

Neben dem Humor war dem Kaiser, wie schon erwähnt, noch eine andere Gottesgabe eigen, ihm allezeit Erquickung und Trost bringend, nämlich die Musik. Diese beiden Pathengeschenke des Himmels verscheuchten seinen Kummer, sein Herzeleid und seinen Griesgram, wenn er wieder einmal den Undank der Welt erfahren hatte. Sehen wir diese seine Beziehung zur Musik und speziell zu den beiden größten Tonheroen seiner Zeit, Mozart und Gluck, uns etwas genauer an.



Joseph, Mozart und Gluck.

Wie Friedrich II., so liebte auch Joseph als Erholung von den ernsten Regierungsgeschäften die Musik, welche ihn bekanntlich Maria Theresia lehren ließ, um sein „störrisches" Gemüt zu besänftigen.

Er besaß eine schöne Baßstimme, spielte vorzüglich Klavier, Violoncello und Violine. Namentlich trieb er eifrig mit seiner ersten Gattin Isabella von Parma im engen Familienkreise Musik. Hierzu war gewöhnlich eine Stunde nach der Tafel, welche im Musikzimmer serviert wurde, bestimmt. Hier wurden Quartette und kleinere Stücke aufgeführt, bei welchen der Kaiser gewöhnlich selbst die Klavierpartie spielte. Der artistische Leiter derselben war der berühmte Violinvirtuose Musikdirektor Franz Kreibich. Ein gern gesehener musikalischer Gast des Kaisers war auch Leopold Hofmann, Chormeister vom St. Stephan, ein trefflicher Generalbassist und gesuchter Klavierlehrer. Später wurden die sogenannten Kammermusiken in die Abendstunden verlegt. Am 5. und 6. Juli 1789 wirkte dabei der Kaiser zum letzten Male mit und später wohnte er nur noch als Zuhörer bei.

Man kann sagen, daß die Musik neben der Liebe des Kaisers zu dem Staate die einzige Leidenschaft des Monarchen war!

Obschon er eine ausgesprochene Vorliebe für die italienische Musik hatte, so schätzte er doch nicht minder das Genie der unsterblichen Tondichter Mozart und Gluck, auch trat er mit beiden in freundschaftlichen Verkehr.

Als am 12. Juli 1782 das für Wien erste dramatische Werk W. A. Mozarts: „Belmonte und Constanze" am Nationaltheater in Szene ging, überhäufte ihn der Kaiser mit Lobsprüchen. Allerdings erhielt der Komponist für diese Oper nur 50 Dukaten als einmalige Honorarzahlung, was in unserer mit Tantiemen gesegneten Zeit fast komisch erscheint, dafür aber entschädigte ihn die Anerkennung des Kaisers. Dieser hatte an dem Werke nur eines auszusetzen:

— Aber gewaltig viel Noten sind darin! sagte er nämlich zu Mozart kritisierend.

— Gerade so viel als nöthig sind, Ew. Majestät, entgegnete Mozart.

— Wohl möglich, denn Sie müssen das besser wissen, meinte der Kaiser.

Joseph interessierte sich für die Opern Mozarts schon bei ihrem Entstehen, so z. B. für die „Hochzeit des Figaro" und den „Don Juan". Da Ponte, der Textdichter, hat eine solche Begegnung des Kaisers mit ihm und Mozart anschaulich geschildert, aus der Folgendes hervorgehoben sei:

Mozart setzte sich an das kleine, zwar sehr bescheidene, aber treffliche Spinett Silbermanns, welches sich in Josephs Arbeitszimmer befand, und begann seine Vorträge mit Figaros erster Arie: „Se vuol ballare, Signor!" Joseph nickte beifällig. Nach Bartolos Arie: „La vendetta — o la vendetta!" brach er in ein herzliches Gelächter aus. Die Arie des Pagen: „Non so più cosa son" mochte ihm Erinnerungen aus seiner früheren Jugendzeit heraufbeschwören; die Krone dieses ersten Aktes, Figaros Arie: „Non più andrai farfellone amoroso!" elektrisierte den Kaiser nicht minder, als es noch heutzutage bei jedem wackeren Soldaten geschieht, wenn er dieses unvergleichliche Tonstück hört. Joseph war von der Musik ganz hingerissen. Da Ponte erhielt einen scherzhaften Verweis, weil er so Vieles aus Beaumarchais gleichnamigem Lustspiel in sein Libretto aufgenommen; aber dieser lächelte und meinte: „Was ich hier zu viel gethan, wird sich an einem anderen Orte rentiren."

Bei einem Aufenthalte Mozarts in Berlin 1789 bot König Friedrich Wilhelm II. dem Meister eine Dirigentenstelle mit

3000 Thaler Gehalt an; obschon letzterer das Geld sehr gut gebrauchen konnte und er vom Kaiser Joseph nur einen geringen Gehalt bezog, zögerte er doch, und der König versprach, die Stelle ein Jahr lang für ihn offen zu halten. Nach der Rückkehr nach Wien riet man ihm, diesen Antrag dem Kaiser mitzuteilen, und er that es, als er am nächsten Male bei der Kammermusik war.

— Wie? fragte der schon damals totkranke Monarch traurig, also auch Sie wollen mich verlassen, Mozart?

— Ew. Majestät, erwiderte der Meister gerührt, ich empfehle mich zu Gnaden — ich bleibe!

Als man den Tonheros später darauf aufmerksam machte, es wäre dies eine passende Gelegenheit gewesen, eine Besserung seiner eigenen Stellung zu erwirken, sagte Mozart unwirsch: „Ach, der T– kann in einer solchen Stunde an so etwas denken!"

Der Kaiser schätzte Mozart auch als Klaviervirtuosen hoch. 1782 veranstaltete Joseph bei einem zu Ehren der kunstsinnigen russischen Großfürstin Maria Feodorowna, geborenen Prinzessin von Württemberg, gegebenen Konzert eine Art Wettspiel zwischen Mozart und dem s. Z. sehr gefeierten Virtuosen Muzio Clementi — dem Vater des modernen Klavierspiels.

Mozart hat sich über diesen Wettkampf in einem Briefe an seinen Vater in folgender Weise ausgesprochen:

„Der Kaiser that, nachdem wir uns genug Complimente machten, den Ausspruch, daß Clementi zu spielen anfangen solle. La santa chèsa cattolica (die heilige katholische Kirche) sagte er, weil Clementi ein Römer ist. Er präludirte und spielte eine Sonate. Dann sagte der Kaiser zu mir: Allons! darauf los! Ich präludirte auch und spielte Variationen. Dann gab die Großfürstin Sonaten von Paësiello (miserabel von seiner Hand geschrieben) her, daraus mußte ich die Andante und er die Allegro und Rondo spielen. Dann nahmen wir ein Thema daraus und führten es auf zwei Pianoforten aus. Merkwürdig ist dabei, daß ich für mich das Pianoforte der Gräfin Thun*) entlehnt hatte und aber nur, als

*) Maria Wilhelmine, Tochter des Ministers Grafen Ulfeld.

ich allein spielte, darauf gespielt habe, weil es der Kaiser so gewollt. Notabene! Das andere war verstimmt, drei Tasten blieben stecken. „Es thut nichts!" sagte der Kaiser. Ich nehme es so, daß nämlich der Kaiser meine Kunst und Wissenschaft in der Musik schon kennt und nur den Fremden hat recht vorkosten wollen. Uebrigens weiß ich von sehr guter Hand, daß er recht zufrieden war."

Die „sehr gute Hand" hatte Mozart recht berichtet; in einem Gespräch mit dem Komponisten Dittersdorf bemerkte der Monarch, er könne jenen nicht beistimmen, welche Clementi vorzögen, er meine vielmehr, im Spiel des Letzteren herrsche nur die Kunst, in demjenigen Mozarts hingegen Kunst, Gefühl und Geschmack zugleich.

Mozart wurde später vom Kaiser zu seinem „Kammerkompositeur" ernannt.

Bekannt ist, daß, als die Oper „Don Juan" in Prag, wo sie zuerst zur Aufführung gelangte, so außerordentlichen Erfolg erzielte, Kaiser Joseph zum Aerger des italienischen Kapellmeisters Salieri in Wien, der nur seine eigenen Opern aufführen lassen wollte und Mozart haßte, den Wunsch aussprach, den „Don Juan" auch in Wien zu geben. Durch Salieris Intriguen, das absichtlich schlechte Spiel und die fehlerhafte Aufführung machte diese „Oper aller Opern" in Wien ein solches Fiasko, daß Mozart in die Loge des Kaisers stürzte und ihn um Schutz seines Werkes gegen die Salierische Verstümmelung anflehte. Eine zweite Vorstellung machte ebensowenig Glück, und Salieri triumphierte. Obschon durch das Einschreiten des kunstsinnigen Monarchen die Aufführung diesmal besser von statten ging, war doch das Schicksal der Oper besiegelt. Trotz alledem äußerte sich der Kaiser über die Musik zum „Don Juan" in einer Weise, welche sehr gegen das Urteil des Wiener Publikums abstach. „Die Oper", sagte er, „ist köstlich; sie ist göttlich, vielleicht besser noch als der Figaro, aber sie ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener", worauf Mozart, dem man diesen Ausspruch hinterbrachte, äußerte: „Man soll ihnen nur Zeit lassen, sie zu kauen". Und er hatte, wie man weiß, Recht — bald darauf feierte „Don Juan" glänzende Triumphe auch in Wien.

* * *

Neben Mozart schätzte der Monarch auch Gluck sehr. — Maria Theresia ernannte 1754 Christoph Wilibald Ritter von Gluck zu ihrem Hofkapellmeister, und zur Vermählung des Erzherzogs Josephs mit seiner ersten Gattin Isabella von Parma komponierte Gluck die übliche Serenata. Der „Orpheus", welcher am 5. Oktober 1762 mit außerordentlicher Wirkung in Wien zum ersten Male aufgeführt wurde, hob sein künstlerisches Ansehen am kaiserlichen Hofe noch mehr. Die „Alceste", zum ersten Male am 16. Dezember 1767 aufgeführt, widmete der Komponist dem Bruder Josephs, Leopold, Erzherzog von Toscana.

Joseph schwärmte für die Schöpfungen des Meisters, und nicht zum geringen Teile hat er durch seinen Einfluß es durchgesetzt, daß „Iphigenie in Aulis" am 19. April 1774 an der großen Oper zu Paris gegeben wurde.

Er wohnte gelegentlich seiner Anwesenheit in Paris — bekanntlich unter dem Inkognito eines Grafen von Falkenstein — der Aufführung von Glucks „Iphigenie in Tauris" in der Loge seiner Schwester, Maria Antoinette von Frankreich, bei, hielt sich aber ganz vorsichtig im Hintergrunde; dessenungeachtet wurde seine Anwesenheit bekannt und als der Chor sang: „Besingen, feiern wir unsere Königin!", brach das Publikum in einen Jubelsturm aus, erhob sich und grüßte mit Taschentüchern nach der Loge. Auch Joseph stimmte durch Händeklatschen in diese seiner Schwester dargebrachte Huldigung ein, dann erhoben sich neue Rufe: „vive l'empereur! vive la reine!", welche sich erst legten, als Maria Antoinette den Bruder an der Hand zur Brüstung der Loge führte, wo sich Beide dankend gegen das begeisterte Publikum verneigten.

Man ersieht hieraus, daß der Kaiser den Aufschwung der musikalischen Produktion zeitlebens nach Kräften gefördert hat.

Joseph war auf Hebung der deutschen Musik bedacht und deshalb wurden auch zeitweilig „Nationalsingspiele", wie er die deutsche Oper genannt wissen wollte, aufgeführt. Diese Vorstellungen hielten sich in engen Grenzen, wie denn z. B. eine oft gegebene Operette „Die Bergknappen" von Michael Umlauf, Orchestermitglied des Burgtheaters komponiert, nur vier Personen zählte.

Als der s. Z. berühmte Sänger Ernst Christoph Dreßler zu einem Gastspiele nach Wien kam und ein Höfling die Bemerkung machte, daß der Künstler kein Italiener, von ihm also auch nichts Bedeutendes zu erwarten sei, erwiderte der Monarch unwillig: „Warum nicht? Die Kunst fragt nach keinem Vaterland. Ueberdies bin ich Kaiser der Deutschen! Ich will diesen Sänger hören."

Schließlich noch eine allerliebste Anekdote, welche die Biographen Josephs erzählen.

Bei einem Kammerkonzerte sangen der Kaiser und sein Bruder Maximilian, der Kurfürst von Köln, Arien aus der Oper „Iphigenie" von Gluck, wozu sie von dem Klavier und einem Streichquartett begleitet wurden. Während der Produktion trat Gluck ein, hörte eine Zeit lang zu, konnte aber nicht länger seinen Unwillen unterdrücken, sondern gab ihn durch Kopfschütteln, ärgerliches Herumtrippeln und ziemlich hörbares Brummen deutlicher zu erkennen, als es der strengen Hofetikette entsprach.

— Wie ist's? fragte der Kaiser anläßlich einer Pause. Sind Sie mit uns nicht zufrieden?

— Lieber lauf' ich zwei Postmeilen, antwortete der Meister, wie ein passionirter Fußgänger, als daß ich meine Oper so aufführen hören muß!

— Beruhigen Sie sich nur, erwiderte Joseph lächelnd, wir wollen Ihre göttliche Musik nicht länger mißhandeln, aber aus Dankbarkeit setzen Sie sich an's Klavier und geben uns etwas Besseres, als wir Ihnen mit unseren schwachen Kräften geben konnten. — — —

Doch es waren nicht allein die beiden Tonheroen Mozart und Gluck, mit denen der Kaiser mehr oder minder freundschaftlich verkehrte, — auch mit anderen „Rittern vom Geiste" kam er in engere Berührung. Einige seiner interessantesten Beziehungen seien deshalb nachstehend noch besonders hervorgehoben.

Joseph und einige Geistesheroen seiner Zeit.

Infolge seiner soldatischen und auf das Praktische gerichteten Erziehung hatte Joseph auch später für die sogenannte schöne Litteratur wenig Interesse – er glich darin Friedrich II., nur mit dem Unterschiede, daß dieser wenigstens für die französische Litteratur schwärmte. . .

Wohl aber fühlte er sich zu einzelnen großen Dichtern, Gelehrten, Schriftstellern und Philosophen seiner Zeit hingezogen und war eifrig bestrebt, mit ihnen einen geistigen Austausch zu unterhalten, oder doch wenigstens ihre Schriften zu lesen.

Von deutschen Männern schätzte er besonders Klopstock, Schiller, Gellert, Albrecht v. Haller und Lavater, und von den Franzosen Jean Jacques Rousseau, Buffon und d'Alembert. — In Paris unterließ er es nicht, die steile Treppe zu dem Mansardenstübchen des verbitterten Philosophen Jean Jacques Rousseau zu erklettern, um demselben ein Zeichen seiner Verehrung zu geben. Der Kaiser fand ihn gerade beim Abschreiben von Noten und hatte mit ihm eine der interessantesten Unterredungen.

— Ich habe Sie bei der Arbeit gestört; ich weiß, Ihre Zeit ist wie die meine kurz bemessen; aber ein paar Fragen werden Sie mir wohl erlauben?

— Ich stehe Ew. Majestät mit ganzer Seele zu Befehl.

— Ist es ein philosophisches Werk, an dem Sie jetzt arbeiten?

— Ich schreibe an meinen Bekenntnissen.

— Ihre Selbstbiographie vielleicht?

— Ja, Ew. Majestät! Es ist die Geschichte meines mühseligen Lebens; mein letztes Werk. Die Welt soll in die tiefsten Falten meines Wesens blicken — sie soll endlich einmal einen Menschen sehen; ein Ecce homo innerer Verwundungen und Entstellungen!

— Sie haben von Wahn und Aberglauben viel zu dulden gehabt?

— Viel; aber noch mehr von Denjenigen, welche sich als die eigentlichen Leuchten des menschlichen Geschlechts betrachten!

— Haben Sie nie mit dem König von Preußen verkehrt?

— Se. Majestät König Friedrich haben mir ein Asyl gegen Verfolgung eröffnet und auch eine Rente angetragen.

— Angetragen? Doch wohl auch ausgefolgt?

— Es war gegen mein Gewissen, sie anzunehmen.

— Warum gegen Ihr Gewissen?

— Ach, Ew. Majestät, der König von Preußen hat so viel blutige Kriege geführt — ich dachte an die vielen Krüppel, die infolge dessen im Elende schmachten —, ich hatte zu leben —, ich machte den König in einem Briefe darauf aufmerksam und bat ihn, er möchte das mir Zugedachte einem dieser Unglücklichen zukommen lassen.

— Haben Sie mir keinen Wunsch mitzutheilen?

— Ich verdanke Ew. Majestät eben die bedeutungsvollste Stunde meines Lebens; ich habe Ew. Majestät nur Danksagungen auszusprechen; ich verlange nichts mehr von der Welt, als daß ich die paar Tage, die mir noch zugetheilt sind, in Ruhe und Frieden verleben möge!

— Nun gut, wenn man Sie jedoch in Ihrem Vaterlande fürder nicht ungeneckt lassen sollte, so flüchten Sie in meine Staaten — ich selbst werde Sorge tragen, daß dort Niemand Ihre Ruhe stört. . . .

Der Kaiser ergriff beim Abschied tiefbewegt die Hand Rousseaus, drückte und schüttelte sie.

Auch Buffon, der berühmte Naturforscher und Naturschilderer, erhielt einen Besuch Josephs. Er traf den Gelehrten im Schlafrock, Nachtmütze und Pantoffeln. Buffon bat darum, sich zurückziehen und Toilette machen zu dürfen.

— Nicht doch, rief der Graf von Falkenstein, wenn der Lehrer einen Besuch von seinem Schüler erhält, so spielt der Anzug keine Rolle.

Beim Besuche des königlichen Pflanzengartens erfuhr Joseph bei einem anderen Anlaß, daß Buffon krank sei. Er ließ sich zu ihm führen. Sie gingen ins Naturalienkabinett; bei dessen Besichtigung sagte Joseph:

— In meinem Kabinette besitze ich Seltenheiten, die hier fehlen.

— Sollte nicht das Pariser Kabinett gleichfalls Seltenheiten besitzen, die das Wiener nicht besitzt? fragte Buffon.

— Allerdings, und man könnte durch gegenseitigen Tausch abhelfen, wenn man sich nicht vor dem großen Wissen des Herrn Buffon zu scheuen hätte!

— Oder, versetzte der Gelehrte, wenn man nicht die allbekannte kaiserliche Freigebigkeit zu fürchten hätte!

Großen Genuß gewährte dem Kaiser die Unterhaltung mit d'Alembert, dem berühmten Forscher und Freunde Friedrichs II. Als letzterer von dieser Visite Josephs Kunde erhalten hatte, schrieb er an d'Alembert u. a.: „Daß jetzt ganz Frankreich mit nichts, als dem Grafen von Falkenstein, beschäftigt ist, begreife ich wohl. Seit Carl V. ist er der erste Kaiser, der nach Frankreich gekommen ist, aber seine Reise wird weder so kostbar noch gewagt sein, als die Reise seines Vorfahren. Oesterreich und Frankreich sind Bundesgenossen; auch ist keine Maitresse da, um ihr Diamantringe zu schenken.*) Dieser Fürst zeigt viel Begierde, sich zu unterrichten; aus diesem Grunde vernachlässigt er die Kleinigkeiten und befaßt sich blos mit Dingen, die Bezug auf die Regierungen haben: er ist sehr leutselig und fast ein wenig kokett. Ich errathe den Inhalt Ihrer ganzen Rede über Herrn von Fénelon.**) Seinen Telemach haben Sie nicht vergessen, und dieser wird Ihnen Gelegenheit geben, von den Vollkommenheiten zu handeln, die an einem jungen Fürsten zu wünschen

*) Anspielung auf die Pompadour zu Ludwigs XV. Zeiten.

**) d'Alembert hatte eben eine Lobschrift auf „Fénelon", den einst berühmten Verfasser des berühmten Buches: „Telemach", einer Art von Fürstenspiegel, worauf Friedrich II. hinzielt, verfaßt.

sind, und jeder wird in diesem Bilde den jungen Monarchen erkennen, der sie anhört. Das ist fein und kann nie mißfallen, weil hier das Rauchfaß nicht demjenigen in's Gesicht geworfen wird, dessen Lobredner Sie werden."

Während das französische Volk überall, wo Joseph sich sehen ließ, ihm zujubelte, waren die Encyclopädisten auf ihn im allgemeinen nicht gut zu sprechen. Es verdroß diese Herren, daß der Kaiser, als man ihn um seine Meinung über den damals noch schwebenden nordamerikanischen Freiheitskampf und die Vereinigten Staaten fragte, sagte: „Ich muß gestehen, mein Handwerk verlangt, daß ich Royalist sei." Selbst der Umstand konnte sie nicht versöhnen, daß er vor dem Bilde des Philosophen Helvetius, bekanntlich eines der Häupter der Encyclopädie, ausgerufen hatte: „Wie schade, daß dieser Mann tot ist! ich hätte ihn gern gesehen und gesprochen." Trotz alledem unterließ er es nicht, Necker und den Salon von dessen Frau und Tochter, der berühmten Frau von Staël-Holstein, wo sich die Encyclopädisten zu versammeln pflegten, zu besuchen.

Nach einem sechswöchentlichen Aufenthalt in Paris verließ er das „Mecca der Civilisation". Obschon diese Weltstadt viele Geistesheroen beherbergte, so war er doch der Ansicht, daß der Ruhm und die Hochachtung, welche Frankreich in den Augen Europas genoß, nicht gerechtfertigt sei. Er erkannte willig die Nationaltugenden der Franzosen an, war aber auch nicht blind gegen deren Fehler und Thorheiten, ihren Wankelmut, ihre Eitelkeit und ihr schauspielerisches Gebahren. Mißmutig verließ er die Hauptstadt Frankreichs, um das französische Land zu bereisen.

Nicht wenig verletzte es den Eigendünkel der Franzosen, daß Joseph seine Entrüstung über die damals in Paris noch im Schwange sich befindliche Tortur aussprach. Es wurde nämlich ein gewisser Des Rues unter dem Verdacht gefoltert und hingerichtet, daß er eine Frau mit ihrem Sohne vergiftet haben sollte. Der Kaiser sagte laut: „Ich kann mich nicht genug verwundern, daß man in Frankreich die Tortur, die doch offenbar aus dem Zeitalter der Barbarei herstammt, noch nicht abgeschafft hat! Ich wundere mich um so mehr darüber, als Rußland

und Schweden die Folter bereits verworfen haben. Ich meinesteils bin schon lange mit dem Beispiele vorangegangen und zweifle nicht, daß man in allen übrigen Staaten demselben folgen wird."

Mehr als der Hof und all die geräuschvollen Vergnügen der Seinestadt interessierten sein menschenfreundliches Herz die dort befindlichen Humanitätsanstalten. Das berühmte Taubstummeninstitut des Abbé de l'Epée veranlaßte den Kaiser, eine ähnliche Anstalt in Wien zu gründen. Dem Abbé verehrte Joseph eine goldene Dose, in welcher sich 50 Louisdors zur Verteilung an die Taubstummen befanden. Mit Begeisterung rief der Monarch aus: „Dieser vortreffliche Priester hat den würdigsten Triumph, den der menschliche Geist zu erringen fähig ist, wirklich errungen, indem er Tausende, die ihren Familien lästige Mitglieder, dem Staate nutzlose Bürger waren, trotz des Mangels desjenigen Organs, das zur Entwickelung der Geisteskräfte das Nothwendigste ist, dem Vaterlande und der Menschheit wieder schenkte."

Einen der schlimmsten Possen spielte der Kaiser den Franzosen dadurch, daß er durch Ferney reiste, ohne den Abgott der Nation, Voltaire, zu besuchen, obschon dieser große Vorbereitungen zum Empfange Josephs getroffen hatte. Voltaire suchte allerdings den Kaiser öffentlich zu entschuldigen und behauptete, die unbescheidene Vertraulichkeit einiger Genfer Bürger habe den Monarchen ungeduldig gemacht, allein es war bekannt, daß der Philosoph von Ferney sich durch diese Zurücksetzung sehr gekränkt fühlte, um so mehr, als Joseph, wie wir wissen, Jean Jacques Rousseau in seiner Mansardenstube aufgesucht hatte! Ihn, den weltberühmten, steinreichen Schloßherrn von Ferney so zu vernachlässigen! Das war unerhört!

Man wird wohl nicht fehl gehen, wenn man der Ansicht ist, daß dieser Besuch auf besonderen Wunsch Maria Theresias unterblieben ist. Manche Schriften Voltaires mußten das Zartgefühl und den religiösen Sinn der Kaiserin beleidigen; auch soll eine Stelle in Voltaires Geschichte über ihren Ahnherrn, Rudolf von Habsburg, sie bitter gekränkt haben.

In Genf besuchte der Kaiser den greisen deutschen

Dichter Albrecht von Haller. Dieser war mitten in seiner Arbeit, als der Kaiser in sein bescheidenes Zimmer trat.

— Majestät, sagte Haller, Sie erweisen einem sterbenden Greise zu viel Ehre!

— Ei — erwiderte Joseph, ich sehe Sie da ganz mit Papieren und Büchern umgeben — ermüdet Sie die Arbeit nicht zu sehr?

— Die Arbeit ist mein einziges Labsal; dadurch allein vergesse ich zuweilen meine Gebrechen.

— Dichten Sie noch?

— Ach, das war meine Jugendsünde! Schon in meinem fünfzehnten Jahre hatte ich Trauerspiele, Lustspiele und ein episches Gedicht von viertausend Versen verfertigt. Als in dieser Zeit in meines Vaters Hause Feuer ausbrach, rettete ich mit Gefahr meines Lebens diese Gedichte, warf sie aber im folgenden Jahre (1724) von selbst ins Feuer. Die reizenden Naturschönheiten des schweizerischen Vaterlandes zogen mich an und wirkten begeisternd auf mich, so entstand mein Lehrgedicht: Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben, sowie: die Alpen. Als ich in meine Vaterstadt von einer Alpenreise zurückkehrte, bewarb ich mich um mehrere Aemter, die mir jedoch abgeschlagen wurden, weil ich ein — Dichter war. Von da an widmete ich meine Mußestunden größtentheils der Anatomie und schrieb in diesem Fache Mehreres. Jetzt fällt es mir nicht ein, Verse zu machen, dies noch im 80. Jahre zu können, ist wohl nur Voltaire im Stande.

— Hm, diese Verse Voltaires sind auch darnach!

Eine Stunde weilte der Kaiser bei Albrecht von Haller und verschönte dadurch den Lebensabend dieses sinnigen Dichters und Gelehrten. „Ich gehörte nicht mehr dieser Welt", äußerte sich A. v. Haller einige Tage später über diesen Besuch; „aber die Güte, die Liebe eines so tugendhaften, so rechtschaffenen Herrschers über viele Völker, die er glücklich machen wird, kann mir nicht gleichgültig sein. Ich liebe den Kaiser aus dem Grunde meines Herzens und verehre seine Denkungsart am Rande des Grabes."

Dem berühmten Physiognomiker **Caspar Lavater** stattete Joseph im Posthause zu Waldshut auch einen Besuch ab und unterhielt sich mit ihm über physiognomische Fragen und pädagogische Gegenstände.

Ein dichterischer Zeitgenosse Josephs, **Gottl. Leon**, hat den Kaiser im Jahre 1788 mit begeisterten Worten besungen; da seine Worte der Ausdruck von vielen Millionen waren, die ebenso dachten und fühlten wie er, mögen hier einige Strophen jenes Gedichts mitgeteilt werden:

Weiser Fürst, der nur durch Thaten
Zeigt, daß er uns wahrhaft liebt;
Der im Anbau seiner Staaten
Uns ein herrlich Vorbild giebt!

Du, auf dessen Wohlvertrauen
Wir mit edler Müh und Schweiß
An der Tugend Tempel bauen,
Joseph! Heil sei Dir und Preis!

Unter uns'ren Freudenfesten
Sei Dein Tag uns hochgeweiht;
Es erschall' in Ost und Westen
Deines Namens Herrlichkeit! . . .

Aber ach! — dann nur noch kurze zwei Jahre war es dem Herrlichen beschieden, zu regieren! In der Blüte seiner Jahre, noch kein halbes Jahrhundert alt, bevor er noch die Aufgaben seines Lebens voll und ganz erfüllt hatte, mußte er dem Tod seinen Tribut zollen — eine Lücke hinterlassend, die nicht wieder ausgefüllt werden sollte! . . .



Josephs Tod.

In den Sümpfen des Semliner Lagers — wo der Kaiser im Türkenkriege Monate lang bei seinen Truppen weilte — holte sich Joseph II. 1788 den Keim des Todes. Nicht wie eine vom Blitze gefällte Tanne schied er hin, sondern im elenden langen Siechtum, — obschon seine heldenhafte Seele die körperlichen Schmerzen überwand und er bis zum letzten Augenblicke mit fieberhafter Hast thätig war. Ein Märtyrer, wie er war, ertrug er standhaft die furchtbarsten Leiden und zeigte sich vor dem Volke unverzagt und hoffnungsvoll. Eine unheilvolle Wendung nahm die Krankheit des edlen Dulders in den ersten Wochen 1790. Ahnend, daß sein Ende bevorstehe, wandte er sich an seinen Arzt Dr. Quarin und befahl ihm, unumwunden seine Ansicht über die Krankheit auszusprechen.

— Ich fürchte mich vor dem Sterben nicht, setzte er hinzu, aber es wäre für meine Staaten nicht gut, überrascht zu werden.

Der Arzt zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

— Man kann für keinen Augenblick gut stehen, denn Ew. Majestät haben eine unheilbare Brustkrankheit.

Joseph lächelte wehmütig und dem Arzt die Hand reichend sagte er:

— Ich danke Ihnen, mein lieber Quarin, für diesen Beweis Ihrer Freundschaft; ich werde erkenntlich sein.

Noch an demselben Abend schickte er dem Arzt das Diplom, wodurch Quarin in den Freiherrnstand erhoben wurde, nebst einer Summe von 10 000 Gulden, „damit er sehe, daß Joseph die Wahrheit zu belohnen wisse, wie bitter sie auch schmecke“.

Die Sanduhr seines glorreichen Lebens war abgelaufen; er bereitete sich zum Sterben vor. Der sterbende Kaiser ordnete alle Staatsgeschäfte, bestellte sein Haus. Eine unendliche Güte und Hochherzigkeit spricht aus allen Briefen und Staatsakten seiner letzten Lebenszeit. Mit prophetischer Ahnung schrieb er seinem geliebten Neffen, dem späteren Kaiser Franz, u. a. das schöne Wort:

„Die Nachwelt wird mich verstehen und mindestens sagen, ich war ein Fürst, der das Beste wollte."

Mit Heiterkeit sah er dem Tode entgegen, ja er tröstete sogar seine verzweifelte, kummervolle Umgebung.

All' seinen Palatinen, Feldmarschall Graf Haddik, Dietrichstein und Laudon, reichte er zum Abschied seine Hand und sagte ihnen Lebewohl.

Sein außerordentlicher Wohlthätigkeitssinn, der ihm ja, wie wir wissen, Zeit seines Lebens eigen war, zeigte sich auch am Rande des Grabes in glänzendstem Licht. Er verschenkte etwa eine halbe Million Gulden an Arme und Leidende.

Als man ihn fragte, von wem er das heilige Abendmahl empfangen wollte, sagte er: „Von dem Burgpfarrer, denn ich bin vor den Augen Gottes nicht mehr als jeder andere Mensch."

Während eines heftigen Krankheitsanfalls äußerte er einmal: „Wenn ich meiner Krankheit unterliege, so wird die Welt manche meiner Einrichtungen falsch beurtheilen müssen. Aber schenkt mir Gott nur noch zwei Jahre das Leben, so hoffe ich von dem Guten, das daraus entspringt, augenscheinlich zu überzeugen."

Zu einem seiner Minister sagte er wenige Tage vor seinem Tode: „Ich weiß nicht, ob der Dichter ganz Recht hat, wenn er sagt: Der Schritt vom Thron zum Grabe ist schrecklich. Ich vermisse den Thron nicht und fühle mich ruhig, nur ein wenig gekränkt, durch so viel Lebensplage so wenig Glückliche und so viele Undankbare gemacht zu haben. Allein das ist nun einmal das Schicksal der Männer auf dem Throne."

Seine steten Begleiter Rosenberg, Dietrichstein und Erzherzog Franz, sowie Feldmarschall Lascy waren Zeugen der letzten Stunden des herrlichen Kaisers. Bis

gegen Abend diktierte er noch; aber die Schatten des Todes lagerten sich bereits über ihn; er entließ seine Sekretäre mit innigen Dankesworten und sagte zu denselben lateinisch, damit ihn die Dienerschaft nicht verstehe:

„Es wird nicht lange mehr währen; ich fühle den Todeskampf.“

Am 20. Februar 1790 gegen $1/_{2}6$ Uhr früh hauchte einer der edelsten Menschen, welche je einen Thron geziert haben, seine glorreiche Seele aus.

Seine letzten Worte waren:

„In Deine Hände, o Herr, empfehle ich meine Seele! . . . Ich glaube, meine Pflicht als Mensch und Regent erfüllt zu haben!“

Bis zu seinem letzten Augenblicke lebte er nur für den Staat — besorgte er doch noch am Abend vor seinem Hinscheiden 80 Unterschriften!

Auch unterließ er es nicht, durch Haddiks Vermittelung einen Tagesbefehl an die Armee zu erlassen. Dieses sein Vermächtnis lautet:

„Ich würde mich der Undankbarkeit schuldig halten, wenn ich nicht in dem Augenblicke, wo ich das Leben verlasse, meiner Armee meine völlige Zufriedenheit mit ihrer unwandelbaren Treue, ihrer Tapferkeit und Zucht bezeugte. Der Ruhm und das Wohlbefinden meiner Truppen sind stets die vorzüglichsten Gegenstände meiner Sorgen gewesen. Der letzte Feldzug hat meine heißesten Wünsche übertroffen und der Ruf meiner Truppen hat sich in ganz Europa verbreitet. Diesen Ruf werden sie erhalten; ich nehme diese Gewißheit mit mir; sie ist ein Trost in meinen letzten Augenblicken.

Ich habe nicht in's Grab steigen wollen, ohne meiner Armee dies öffentliche Zeugnis meiner Liebe zu geben und ohne den lebhaften Wunsch auszusprechen, sie möge meinem Nachfolger und dem Staate dieselbe Treue wie mir beweisen.“ — —

„Über das Sterbelager des Kaisers“, sagt Professor Zeißberg schön, „beugte sich trauernd eine Gestalt, die Idee des Staates, jene hehre Geliebte, die ihm den Mangel jedes anderen Glückes ersetzte, der er sich ganz geweiht und der er noch in den letzten Stunden seines prüfungs-

Goldene Worte Kaiser Josephs.

Den großen Kaiser Joseph haben wir in seinem ruhmreichen Wirken als Mensch in den vorhergehenden Blättern zu schildern gesucht. Wie seine Thaten für alle Zeiten im Buche der Geschichte mit goldenen Lettern verzeichnet sein werden, so dürften auch die erhabenen, von tiefer Weisheit und unvergänglicher Charaktergröße zeugenden Ideen, denen er bei verschiedenen Anlässen Ausdruck gegeben, die Zeiten überdauern, denn dieselben spiegeln in trefflicher Weise die hochherzigen Bestrebungen des edlen Menschenfreundes auf dem Throne wieder. Mögen daher am Ende dieses Buches die wertvollsten Gedankenperlen Josephs — die man am besten als „goldene Worte" bezeichnen kann — zu einem Kranze gewunden werden!

Mein größtes Glück wäre, freien Männern zu gegebieten.



Ich bin einem Jeden ohne Unterschied der Person und des Ranges Gerechtigkeit schuldig.



Ich habe die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reiches gemacht.



Der Staat hat mich nicht zum Kaiser gemacht, damit ich meines Leibes pflege und an mein Wohl-

ergehen denke, sondern damit ich für ihn arbeite und seinem Wohlergehen jede Stunde meines Lebens weihe. Ich bin nur der erste Beamte meines Staates .....

❦

In einem Reiche, das ich regiere, muß, nach meinen Grundsätzen beherrscht, Vorurtheil, Fanatismus, Parteilichkeit und Sklaverei unterdrückt und jeder meiner Unterthanen in den Genuß seiner angeborenen Freiheiten eingesetzt werden.

❦

Ein Vortheil, den Privatleute über Fürsten haben, besteht darin, daß ihre Pflicht im Allgemeinen so klar erscheint, daß sie sich nicht irren können und die Linie so bestimmt vorgeschrieben ist, daß sie derselben folgen können, wenn sie wollen. Ganz anders ist der Fall mit uns. Wir befinden uns oft in Lagen, wo wir gar oft viele Dinge in Betracht ziehen müssen, wo eine Menge verschiedener, wichtiger, dringender, scheinbar widersprechender Pflichten hervortreten, welche zu vereinigen sehr schwer ist. In solchen Fällen, in der Mitte solcher Verlegenheiten, bleibt es schwer, wo nicht unmöglich, eine Bestimmung zu treffen, die keinem Einwande unterläge, oder einen Entschluß zu fassen, der auch nur dem eigenen Gemüthe des Beschließenden ganz genügte.

❦

Die Liebe zum Vaterlande, das Beste der Monarchie, das ist in Wahrheit die einzige Leidenschaft, welche mich beseelt und welche mich Alles unternehmen macht. Ich habe mich so mit derselben verbunden, daß meine Seele nicht ruhig sein kann, noch mein Körper sich wohl befindet, wenn ich nicht von seinem Besten und der Güte der Maßregeln, welche wir ergriffen, überzeugt sein kann.

❦

Ich habe weder Ursache noch Lust zum Kriege, sondern ich suche meinen Ruhm blos in der Beförderung des Wohlstandes meiner Unterthanen.

❦

Was der Allgemeinheit eines Staates oder der Mehrzahl der Menschen wohlthut, nur dies ist wahrhaft gut.

❦

Meine Wächter sind meine Unterthanen; auf ihrer Liebe beruht meine ganze Sicherheit.

❦

Ich bin stolz darauf, ein Deutscher zu sein.

❦

Ich kenne nur zwei Weisen, Soldaten zu führen: die Ehre und die Festigkeit.

❦

Es koste, was es wolle, wenn nur Menschenblut geschont wird.

❦

Eigennutz von aller Gattung ist das Verderben aller Geschäfte und das unverzeihlichste Laster eines Staatsbeamten. Der Eigennutz ist nicht allein vom Gelde zu verstehen, sondern auch von allen Nebenabsichten, welche das einzige wahre Beste, die aufgetragene Pflicht, die Wahrheit in Berichten und die Genauigkeit im Befolgen verdunkeln, bemänteln, verschweigen, verzögern oder entkräften.

❦

Jedes Widerrufen eines Monarchen dient seinen Unterthanen zum Beispiel, daß er nicht vergessen hat, sich auch als einen fehlenden Menschen zu bekennen. Und dies kann ihm nie zur Unehre gereichen.

❦

Der wahre Arme, der durch Unglücksfälle, Leibesgebrechlichkeit und Alter unfähig zur Arbeit gemacht, sich seinen Unterhalt nicht verdienen kann, hat auf das allgemeine Mitleiden gegründeten Anspruch.



Ich war Mensch, ehe ich Kaiser geworden bin, und das ist meine schönste Eigenschaft.



Ich liebe die Menschen, weil sie Menschen sind und stelle den einen nur insofern höher als den anderen, als er mehr Verdienst besitzt. Dank Gott, meine Achtung beschränkt sich nicht allein auf die, welche nur Fürsten unter ihren Ahnen haben.



Das Geschäft, zu regieren, ist schwerer als man sich vorstellt: man kann nicht aller Welt genugthun, und stets giebt es Unzufriedene; man muß sich mit seinen Pflichten beschäftigen, die ohne Zahl sind, und oft, wenn man sie zu erfüllen geglaubt hat, sieht man, daß man sich getäuscht. Man ist des ersten Glücks des Lebens beraubt, dessen — Freunde zu haben.



Ahnenstolz und gesellschaftliche Vorurtheile haben die mariages de conscience*) erfunden; sie sollen künftig nicht mehr bestehen; das ist: sie sollen in ihrer Wirkung allen übrigen Ehen vollkommen gleich gehalten werden. Eine That, die man öffentlich zu begehen erröthet, darf auch im Geheimen nicht geschehen. Wer von seinem zeitlichen Glück und Vergnügen überzeugt, sie zu vollführen sich entschließt, soll auch standhaft genug sein, dem Vorurtheil zu trotzen.



*) Sogenannte Gewissensehen zwischen adeligen Männern und bürgerlichen Mädchen.

Ich bin überzeugt, daß Redlichkeit die weiseste und gesündeste Staatskunst ist; denn obwohl man dadurch einige scheinbare Vortheile des Augenblicks einbüßen mag, welche weniger gewissenhafte Menschen ergreifen dürften, so bleibt man doch zuletzt immerdar im Gewinn.



So sehr ich die Schöngeister hasse, so sehr liebe ich die wahrhaft Gelehrten.



Die Ehe als bürgerlicher Vertrag und die daraus fließenden Gerechtsame und Verbindlichkeiten erhalten ihre Kraft und Bestimmung ganz allein von den landesfürstlichen Gesetzen.



Es muß förderſamst auf die Einführung einer guten Disciplin und Schulzucht das Augenmerk gerichtet werden, da eine gesittete, sittsame, ordentliche Jugend nothwendiger als eine gelehrte ist.



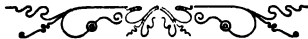
Die königliche Majestät muß in sehr schlechten Umständen sein, wenn sie eine nichts bedeutende Vergoldung nöthig hat, um sich dadurch ein Ansehen zu geben.



Wer für Belohnungen kein Gefühl mehr hat, der wird auch keine Strafe mehr fürchten.



Vor dem Höchsten sind wir alle gleich.



Inhaltsverzeichnis.



